

Louise Michel.

(La vierge rouge.)

Von

Karl Frhr. v. Levetzow-Marseille.

„Miriam“¹⁾

Miriam! — So heißen sie beide:

Meine Mutter!

Meine Freundin!

Geh hin, mein Buch, zu den Gräbern, wo sie ruhen!
Daß doch mein Leben sich schnell verzehre, damit ich
bald bei ihnen ruhe!

Und nun, wenn etwa meine Tätigkeit irgendein Gutes
wirkte, rechnet es mir nicht an, die Ihr
nach Taten urteilt: Ich will mich nur
betäuben; das ist alles!

Mich tötet die große Langeweile. Mir bleibt nichts
mehr zu hoffen, nichts mehr zu fürchten.
Ich sehne mich zum Endziel. — Ich bin
wie jene, die die Trinkschale mit dem
letzten Bodensatze hinwerfen.

Motto (aus dem Memoiren Louise Michels.
Paris, F. Roy, 1886).

I.

An den großen Wendepunkten der Menschheitsentwicklung, wo sich aus den Trümmern alter Gedanken eine neue Weltanschauung, aus den Bruchstücken zer Schlagener oder zerfallener alter Ordnungen und Verordnungen neue Harmonien, neue soziale Gleichgewichte, neue wirtschaftliche Stabilitäten bilden, treten, wie bei dem Wechsel der Jahreszeiten, gewisse Begleiterscheinungen zutage, die durch das Zusammenwirken so vieler unausgeglichenener Kräfte die großen Nebel gebären, in denen die Welt vor jedem Neuerwachen sich zu verhüllen scheint. Die Nebel vom Anfang aller Zeiten und Jahreszeiten, die ihren bald feinen, bald dichteren Stimmungsschleier über all das werdende oder versinkende werfen, in denen das Wirkliche in das Reich des Traumhaften entrückt, und scharfe Konturen in das verschwimmende zerfließende schemenhafte Irreelle gerückt werden.

So erscheint im Frühlingsdunste, im Herbstnebel ein Ding unbestimmt und unerklärlich. Ist es ein Fels, ein Baum, ein Haus, ein Maulwurfshaufen? Ist es ein Heuschaber auf feuchten Wiesen? . . . Eine Hütte mit rauchendem Herde, darum die Familie traulich sitzt, . . . ist es ein einsamer Segel, den eine große Sehnsucht über den Ozean treibt? . . . Und dort die schreitende Gestalt, fern oder nah, vielleicht nicht größer als ich, vielleicht riesig groß, die menschliche Bildung im Nebel dort: ist es ein Mensch, ein Halbgott, ein Heros? Ein Körper, ein Geist, ein Schatten? . . . Ist es ein Mann, ist es ein Weib? Vielleicht beides! — Nebel, Nebel! das Nahe fern, das Ferne nahgerückt und alles übermenschlich, außermenschlich.

Ein solcher Nebel liegt auch über den Dingen und Erscheinungen neuer Zeiten, der Übergangszeiten, und hüllt sie dem nahen, oft auch noch lange dem ferneren, späteren Betrachter, dem Epigonen, in mystische Nebel,

aus denen er sich dann neue Mythen und neue Götter wirkt.

Seltsame Gestalten durchschreiten die Nebel der Übergangszeiten, den Morgendunst neuer Welten. Dieser Mensch, jener Mensch taucht auf, und schon hat ihn die Atmosphäre, in der er wirkt und lebt und atmet, so aller Wirklichkeiten entkleidet, daß er wie losgelöst erscheint von allen Dingen, wie herausgerissen und vereinzelt, kein Mensch mehr wie die anderen mit warmem Blute und singenden Adern, mit pochendem Herzen und klingender Seele. Nurmehr ein Schemen — ein Typus — ein Repräsentant. Und doch muß es ein Mensch sein; nur der Nebel trübt den Blick, — und wieder sucht das forschende Auge ihn zu durchdringen.

Ist es ein Mann? ein Weib?: Der Nebel; vielleicht beides! Vielleicht muß er beides sein; denn es ist ein Mensch, ein ganzer Mensch, ein Repräsentant-Mensch, und vielleicht muß ein solcher von allem an sich haben. Ein solcher Nebel lag auch über unserer Zeit, denn sie war eine Werde-Zeit. Er liegt noch; nur langsam beginnen sich einige Schleier zu heben; denn noch ist erst so wenig geworden von dem, was werden muß . . .

Und eine solche Gestalt ist auch Louise Michel. Eine problematische, seltsam schillernde Gestalt — im Nebel, wie ein Rätsel. Die Frage drängt auch hier sich auf die Lippen: Ist es ein Mann, ist es ein Weib? Und wieder wird die Antwort des Verständigen lauten: vielleicht beides zugleich — und vielleicht mußte sie beides zugleich sein, von beidem an sich haben, um gerade ein solcher Mensch zu sein, wie sie war.

Wenn der populäre Instinkt so oft solche sonderliche Erscheinungen im Zwielficht neuer Zeiten auch sonst von der Menschheit absondert, sie über oder neben die Menschheit stellt, ihnen engelhaftige oder dämonische Züge beilegt oder andichtet und sie jedenfalls sehr oft als unsexuell

empfindet, als selbstverständlich entbunden von der allgemeinen Arbeit der Arterhaltung, weil sie — und dies fühlt der populäre Instinkt gut heraus — weil sie in der allgemeinen Ökonomie der Kräfte für die Art eine andere Arbeit verrichten, so irrt dieser Instinkt durchaus nicht immer ganz. Es liegt ihm eine sehr richtige Erkenntnis zugrunde. Freilich kein Mensch ist außerhalb der Natur für den tiefer, wissenschaftlich Erkennenden und wo das Volk mit großen Worten mystisches, mythisches Staunen ausdrückt, da findet der Forscher oft entweder einen ganz gewöhnlichen hausbackenen Alltagsmenschen ... oder auch, und nicht in den seltensten Fällen, eine wirkliche Sonderstellung; nichts Übernatürliches selbstverständlich, nichts Dämonisches noch Engelhaftes, nichts Unnatürliches noch Außernatürliches — aber eine seltenere und doch natürliche Varietät, ein Naturspiel, wenn man will; nichts Unsexuelles, nur eine veränderte, vielleicht kompliziertere unfruchtbare und oft dennoch vollere, aber anders gartete Sexualität. — Mit einem Worte das Volk sucht immer Sagen zu weben, der Tieferblickende findet überall wieder Naturgesetze und natürliche Übergänge, Zwischenstufen. Das Volk faselt von Genien oder Dämonen ... *parturiunt montes nascetur*: ein einfacher Urning.

Von diesem Standpunkte aus soll in dieser kleinen Studie der Charakter der großen Revolutionärin und Neuweltserträumerin Louise Michel betrachtet werden, der „*vierge rouge*“ wie sie der Volksmund schon bezeichnend genug genannt hat.

Bevor ich daran gehe, muß ich, so ungern ich Breitgetretenes nochmals breiter trete, auf etwas eigentlich Selbstverständliches nochmals zurückkommen, weil dieses Selbstverständliche immer wieder, und vielleicht geflissentlich, von manchen Seiten vergessen wird und daher immer wieder hervorgehoben werden muß. Hier ist es:

Es kommt zur Charakterisierung eines Menschen als

empfindet, als selbstverständlich entbunden von der allgemeinen Arbeit der Arterhaltung, weil sie — und dies fühlt der populäre Instinkt gut heraus — weil sie in der allgemeinen Ökonomie der Kräfte für die Art eine andere Arbeit verrichten, so irrt dieser Instinkt durchaus nicht immer ganz. Es liegt ihm eine sehr richtige Erkenntnis zugrunde. Freilich kein Mensch ist außerhalb der Natur für den tiefer, wissenschaftlich Erkennenden und wo das Volk mit großen Worten mystisches, mythisches Staunen ausdrückt, da findet der Forscher oft entweder einen ganz gewöhnlichen hausbackenen Alltagsmenschen ... oder auch, und nicht in den seltensten Fällen, eine wirkliche Sonderstellung; nichts Übernatürliches selbstverständlich, nichts Dämonisches noch Engelhaftes, nichts Unnatürliches noch Außernatürliches — aber eine seltenere und doch natürliche Varietät, ein Naturspiel, wenn man will; nichts Unsexuelles, nur eine veränderte, vielleicht kompliziertere unfruchtbare und oft dennoch vollere, aber anders gartete Sexualität. — Mit einem Worte das Volk sucht immer Sagen zu weben, der Tieferblickende findet überall wieder Naturgesetze und natürliche Übergänge, Zwischenstufen. Das Volk faselt von Genien oder Dämonen ... *parturiunt montes nascetur*: ein einfacher Urning.

Von diesem Standpunkte aus soll in dieser kleinen Studie der Charakter der großen Revolutionärin und Neuweltserträumerin Louise Michel betrachtet werden, der „*vierge rouge*“ wie sie der Volksmund schon bezeichnend genug genannt hat.

Bevor ich daran gehe, muß ich, so ungern ich Breitgetretenes nochmals breiter trete, auf etwas eigentlich Selbstverständliches nochmals zurückkommen, weil dieses Selbstverständliche immer wieder, und vielleicht geflissentlich, von manchen Seiten vergessen wird und daher immer wieder hervorgehoben werden muß. Hier ist es:

Es kommt zur Charakterisierung eines Menschen als

Uranier durchaus nicht auf Betätigung an, sondern nur auf die allgemeinen, übrigens streng beweiskräftigen Merkmale, auf das psychische Profil. Ich glaube, wenn ich in einer Bildergalerie ein Brustporträt mit männlichen Zügen, Bart usw. sehe, so genügt mir das doch, um mit apodiktischer Sicherheit zu der Erklärung berechtigt zu sein: dies ist ein Männerporträt, wenn mir auch die Konstatierung unmöglich ist (denn es handelt sich um ein Brustbild) nachzusehen, ob der Mensch — Hosen oder Röcke anhat. — Nun so verhält es sich auch mit der geistigen Physiognomie. Auf allgemeine bestimmte Charakterzüge kommt es an, auf die Triebrichtung allenfalls, gewiß nicht auf die Betätigung; sie ist von allzuvielen äußeren Faktoren abhängig und könnte höchstens manchmal, nicht immer, als positives Symptom, ihre Abwesenheit kann nie als negativer Beweis in Betracht kommen. Auf alle Fälle würde eine solche Konstatierung absolut meiner persönlichen Feinfühligkeit entgegen sein. Sie kann also als unnötig und meiner Ansicht nach wenigstens in dem vorliegenden Falle, wo es sich um eine kaum verstorbene Person und die noch viele Verbindungen unter Lebenden hat, als unangebracht wegfallen.

Ich überlasse sie gerne einer gewissen, meiner Ansicht nach höchst ungerechtfertigten forensischen Neugier, die in einigen Ländern noch immer nicht davor zurückschreckt, mit brutaler Hand den Vorhang der Alkove zu lüften und vor diesem Schauspiel „unzeitgemäße Betrachtungen“ anzustellen.

Nur in kurzen Zügen werde ich die allgemeine Bedeutung Louise Michels skizzieren. Louise Michel ist eine vielseitige, in der Geschichte der neuen Menschheitsideen hochbedeutsame Individualität, die aber so unzertrennlich mit dem Anarchismus verbunden ist, daß ich es mir der prinzipiellen politisch-sozialen Handlungslosigkeit dieser Jahrbücher wegen versagen mußte, hierauf einzugehen.

Vielleicht wird übrigens auch schon aus der Darlegung der uralten Natur der großen Frauenrechtlerin unwillkürlich ein, wenn auch skizzenhaftes Gesamtbild hervorgehen. Denn so tief wurzelt das ganze Wesen jedes Menschen, die ganze Individualität jedes und speziell der bedeutendsten Vertreter und Förderer unserer Rasse eben in Sexualität, daß man von der einen nicht sprechen kann, ohne auf die andere Bezug zu nehmen, daß man die eine nicht erklären kann, ohne zugleich unwillkürlich die andere im Bilde erstehen zu lassen.

II.

Louise Michel wurde um 1830 geboren zu Vroncourt im Departement Haute Marne, wo sich germanische und romanische Rasse kreuzen, sie selbst ein Produkt vielfacher Rassenkreuzung und überdies ein Kind der Liebe, oder, wie sich die Prüderie der modernen Gesellschaft noch immer auszudrücken beliebt „mit dem Makel der Illegitimität behaftet“: Sie hat diesem Makel ihr Lebenlang Ehre gemacht, indem sie eine erfolgreiche Verfechterin alles dessen wurde, was sie für naturhistorische Menschenrechte ansah, — erfolgreich insoweit, als es für Ehrlichkeit auf dieser sich nur langsam zu Wahrheit und Gerechtigkeit entwickelnden Welt Erfolg geben kann: Erfolg des Kampfes und der Verfolgung, den ihre Gegner und Neider ihr noch durch die Taktik des Totschweigens schmälern wollten und vielleicht noch wollen.

Wir wissen nicht den Namen ihres Vaters¹⁾, denn das französische Gesetz verbietet (höchst unrepublikanisch übrigens) „la recherche de la paternité“ und sie selbst hat das Geheimnis, wohl einem Wunsche ihrer Mutter gemäß, bewahrt. Jedenfalls gehörte er einem alten Feudal-

geschlechte an, wie aus mehreren Stellen ihrer Memoiren hervorgeht. Diese, auf den ersten Blick vielleicht nebensächlich erscheinende Konstatierung, ist nicht so ganz ohne Bedeutung, denn die Geschichte des Anarchismus scheint die Auffassung nahezu legen, daß mindestens ein starker Prozentsatz Tyrannenblut notwendig ist, um einen Vollanarchisten zu zeugen. Vielleicht war auch diese uneheliche Geburt schon der erste äußerliche Grund, daß Louise Michel, eine von Geburt aus Ausgestoßene, desto hartnäckiger, mit der ganzen Hartnäckigkeit der väterlichen „Raubritter“- und der mütterlichen bäuerischen „Dickschädel“-Aszendenten aller anderer Enterbten und auf die Seite Geschobenen sich annahm, mit denen sie sich solidarisch fühlte und bis zum letzten Atemzuge solidarisch blieb.

Das frühreife Kind, voll seltsamer intellektueller Neugier und sonderbarer Eigenheit — sie war stets „anders als die Anderen“ — wurde im großelterlichen Hause erzogen. „Erzogen“ ist viel gesagt, aber jedenfalls hat sie viele und recht heterogene Einwirkungen erfahren, die sie aber mit einer sehr starken eigenen Individualität zu etwas Eigentümlichen verarbeitete, das sehr bald eine sehr logische, abgerundete Persönlichkeit wurde, die ein bestimmtes, sehr hohes Ziel vor sich hatte. Ja ein sehr hohes Ziel: Eine neue freie Menschheit. Nichts mehr und nichts weniger. Man sollte meinen, dies Ziel wäre einer Lebensarbeit wert.

Ehe sie noch regelrecht schreiben gelernt, beginnt sie schon nach der Druckschrift, die man sie lesen lehrte, Buchstaben zu malen und mit dieser improvisierten Druckschrift macht sie schon die ersten Aufzeichnungen — sogar Gedichte. Neben den kindlichen Spielen und Streichen, auf die noch zurückgekommen wird, verschlingt sie Buch um Buch mit einer unglaublichen Schnelligkeit, als wüßte sie schon, daß Zeit Geld, viel mehr als Geld ist. Mit

einer Hast, ihren Verstand auszustatten, als ob sie wüßte, daß die Spanne, die ihr hierzu vergönnt ist, kurz ist und schon die Ereignisse des positiven Kampfes warten, auf sie, die vollgewappnet in die Bewegung, in die Geschichte eintreten muß. Ein Zug männlicher Entschlossenheit und bewußter Überlegung liegt schon auf diesen Kindheitsjahren.

Nach dem Tode der Großeltern beginnt der Kampf ums Leben, der harte Erwerb, das Studium voll Ent-sagungen, die die wißbegierige, tapfere, kleine Person sich bei jedem Kapitel der Wissenschaften, in das sie gerne tiefer eindringe, auferlegen muß, weil es vor allem gilt, nicht vertieftes Wissen in sich aufzunehmen, sondern schnell die Oberflächlichkeiten des Examenstoffes zu bewältigen, wie sie von einer Normallehrerin verlangt werden.

Und sie bleibt standhaft und überwindet einstweilen den Trieb nach tieferer Bedeutung, weil es vor allem gilt für die Mutter Brot zu schaffen, die sie über alles liebt, deren Versorgung sie als die erste, nächste Pflicht empfindet.

Sie überwindet auch den Wunsch, nach Paris zu gehen, an die Quelle höheren Wissens, und nimmt, um bei der Mutter zu bleiben, eine Stelle als Hilfslehrerin an der École libre von Audeloncourt (1853) in der Nähe ihres Geburtsortes. Aber kaum ist sie in einen öffentlichen Wirkungskreis getreten, greift auch schon das Schicksal in ihr Leben ein; das Schicksal ihres unbeug-samen geraden Charakters, ihrer ererbten und selbst erworbenen Anschauungen, ihres kampfesfrohen, opfermutigen, menscheitsliebenden Gemütes. Ihre innere Vorbe-stimmung scheint es gewesen zu sein, sich hingebend, Menschen zu führen und zu ihren Anschauungen heran-zubilden, gegen alle Tyranneien vom ersten bis zum letzten Blutstropfen zu kämpfen.

Und in dieser, ihr notwendig eingeborenen Arbeit kann keine Überlegung sie hindern; mehr! es taucht gar

keine hindernde Überlegung in ihr auf, wenn sie diesem ihrem Instinkte folgt.

So kann ihr auch diese ruhige Stellung unter den verkehrten Komödienverhältnissen dieses II. Empire, des Offenbach'schen Operettenkaiserthums, nicht lange erhalten bleiben.

In ihrem köstlichen, ein wenig burschikosen Humor kennt Louise Michel keinen Kaiser Napoleon III., sondern nur einen „Badinguet“, allenfalls „Monsieur und Madame Bonaparte“. — Den Argusaugen der kaiserlichen Spitzeln ist ihr Bildungsdrang, ihre naturwissenschaftliche Weltanschauung längst unliebsam aufgefallen.

Man weiß, daß sie nach Paris drängt; auch dies ist verdächtig, denn in Paris riecht es nach Revolution und republikanischer Gesinnung. Man verschwärzt sie bei dem Präfekten, der sie scheel ansieht und bei ihrem Schulinspektor, der solange als möglich ein Auge, beide Augen zudrückt.

Aber sie kann und will nicht lügen, und schon gar nicht „Herrn Bonaparte“ zuliebe.

Sie sieht es wie ein Verbrechen an, daß man den Kindern statt der Freiheitsliebe in der Schule Zufriedenheit mit dem Kaisertum des Usurpators einimpfen will, und sie lehrt ihre Schulkinder andere Lieder. Ernste und heitere. Hier ein Bruchstück eines heiteren:

Bonhomme, n'entends-tu pas
Ce refrain de chanson française?
Ce refrain, c'est la Marseillaise.

Übersetzt würde dies etwa lauten:

Nanu, mein Kerlchen, hörst du nicht
usw.

Das „Kerlchen“ ist Napoleon III.

Unter den ernsten nimmt die Marseillaise eine Hauptstelle ein. Die Verse:

Nous entrerons dans la carrière
Quand nos aînés n'y seront plus

werden kniend gesungen. Man sieht, gleich am Anfang ihrer Laufbahn predigt Michel die Religion der Freiheit, und diesen Beigeschmack behält ihre Wirkungsart bis zum Schlusse. Ferré nannte sie „une dévote de la Révolution“, und sie selbst zitiert in ihren Memoiren diesen Ausspruch und gibt zu, daß er vielleicht richtig sein mag. An so kleinen Demonstrationen läßt sie sich bald nicht mehr genügen. Es ist ihr ein Dorn im Auge, daß ihre Schulkinder am Schlusse der Messe das Responsorium „Domine salvum fac imperatorem nostrum Napoleonem“ anhören und beantworten sollen. Und eines schönen Tages geschieht das Seltsame: bei den ersten Silben des Domine sacrum fac ertönt ein klapperndes Geräusch in der Kirche; es sind die Holzschuhe der Kinder aus der École libre, die fluchtartig das Gotteshaus verlassen. Die Lehrerin hatte ihnen beigebracht, für einen Napoleon zu beten sei eine Blasphemie. Man kann sich den Effekt einer solchen kindlichen Demonstration in einer ohne dies schon gärenden Zeit leicht vorstellen.

Sie ist auch mit dem damals schon seiner republikanischen Gesinnung wegen verbannten Victor Hugo seit ihrer Kindheit in Verbindung. Damals wie jetzt sendet sie ihm Verse, die er stets freundlich beantwortete und in denen er ein echtes Talent erkannte. 1851 hatte sie den Dichter gesehen, als sie mit ihrer Mutter vorübergehend in Paris weilte. Nun schreibt sie Brandartikel in die Zeitungen von Chaumont. Ich hebe eine diesbezügliche Bemerkung aus ihren Memoiren heraus.¹⁾

„Ich sandte damals auch einige Artikel an die Presse von Chaumont.

Es bleiben mir einige Bruchstücke, die weniger vergänglich waren als die geliebten Hände, die sie mir aufbewahrt haben.¹⁾

Aus diesen Aufsätzen will ich einen Satz herausheben, der mir die Beschuldigung der Beleidigung Sr. Majestät des Kaisers eintrug. Die Beschuldigung war übrigens wohl gerechtfertigt und hätte sich auch auf so manchen anderen Satz stützen können.

Das Feuilleton, eine Märtyrergeschichte, begann folgendermaßen:

„Es war unter der Regierung Domitians. Er hatte Philosophen und Gelehrte aus Rom verbannt, den Sold der Prätorianer erhöht, die Capitolinischen Spiele wieder hergestellt und einstweilen, bis man ihn erdolchen würde, — vergötterte man den milden Kaiser. Für die einen

Ce feuilleton, une histoire de martyrs, commençait ainsi:

„Domitien régnait; il avait banni de Rome les philosophes et les savants, augmenté la solde des prétoriens, rétabli les jeux Capitolins et l'on adorait le clément empereur en attendant qu'on le poignardât. Pour les uns l'apothéose est avant; pour les autres elle est après, violà tout.

Nous sommes à Rome en l'an 95 de Jésus-Christ.“

Je fus mandée chez le préfet qui me dit: Vous avez insulté Sa Majesté l'Empereur en le comparant à Domitien et si vous n'étiez pas si jeune on serait en droit de vous envoyer à Cayenne.

Je répondis que ceux qui reconnaissaient M. Bonaparte au portrait de Domitien l'insultaient tout autant, mais qu'en effet c'était lui que j'avais en vue.

Ajoutant que, quant à Cayenne, il m'eût été agréable d'y établir un maison d'éducation, et ne pouvant faire moi-même les frais du voyage, que ce serait au contraire me faire grand plaisir.

La chose en resta là!

¹⁾ Die Aufbewahrerin von vielen der zerstreuten schriftstellerischen Dokumente aus dieser Zeit war die vielgeliebte Freundin „Myriam“, Marie Ferré, und nach deren Tode Louise Michels Mutter.

gibt es Vergötterung vorher, für die anderen nachher. Das ist der Unterschied.

Wir sind in Rom, 95 nach Christus.»“

Ich wurde zum Präfekten gerufen, der mir sagte: Sie haben Se. Majestät durch den Vergleich mit Domitian beleidigt. Wenn Sie nicht so jung wären, könnte man Sie von Rechts wegen nach Cayenne verschicken.

Ich antwortete, daß die, welche in dem Porträt Domitians Herrn Bonaparte erkannten, ihn eben so schwer beleidigten; ich hätte aber tatsächlich diesen im Auge gehabt.

Bezüglich Cayenne fügte ich noch hinzu, ich würde sehr gerne dortselbst eine Erziehungsanstalt eröffnen. Und da ich die Reisekosten aus eigenen Mitteln nicht bestreiten könne, würde man im Gegenteile mir damit einen Dienst erweisen. — Und dabei blieb es.“

Der ganze Charakter Louise Michels liegt in dieser kurzen Schilderung.

Natürlich wurde auf diese Weise ihre Stellung in Audeloncourt bald unhaltbar, und sie geht nun doch definitiv nach Paris, 1855, wo sie auf dem Montmartre in der Schule der M^{me} Vollier tätig ist. Ihre Freundin Julie ist ihr von Audeloncourt nachgefolgt und erst die politischen Ereignisse reißen beide nach Jahren auseinander.

In Paris beginnt wieder eine neue Periode angestrengtester vielseitigster Arbeit. Neben ihren beruflichen Pflichten, denen sie sich mit wahrer Leidenschaft hingibt, findet sie noch Zeit, in Abendkursen Naturwissenschaften und Philosophie, allein Mathematik zu studieren, Romane und Essays zu schreiben, Opern zu dichten und selbst zu komponieren, und die ganze beginnende revolutionäre Bewegung mitzumachen, mitzuorganisieren, Versammlungen zu besuchen und in ihnen zu sprechen, Frauenvereine ins Leben zu rufen und zu leiten. Es grenzt ans Wunderbare, wie diese Person es verstand, aus einer Stunde

zwei — und aus zwei Groschen einen zu machen, — denn von jeher teilte sie alles mit allen.

So finden die Ereignisse von 1870—71 sie gerüstet. In der Kommune spielt sie eine bedeutende Rolle, die von allen ihren Gegnern soviel als möglich todgeschwiegen wird, wie ja überhaupt über die Kommune und ihre unglaublich blutige Unterdrückung soviel geschwiegen wird als nur irgend möglich. Louise Michel verzehnfacht hier ihre Energie in dem Kampfe für eine Sache, die ihr heilig ist, die Sache des Proletariats, der Republik. Überall, wo die Partei wankt, ist sie gegenwärtig, kaltblütig im Kugelregen den Widerstand bis auf den letzten Mann predigend, sie selbst als der letzte Mann auf der sinkenden Barrikade aushaltend.

Wenn gewisse Historiographen Louise Michel nicht der Erwähnung wert fanden, so hielt sie der Kriegsrat von Versailles für wichtig und gefährlich genug, um sie zur lebenslänglichen Deportation nach Neukaledonien zu verurteilen, zugleich mit Rochefort, Olivier Pain und vielen anderen; 6 Jahre lang bleibt sie auf der australischen Insel Nou, auch dort rastlos tätig, bis ihr die Amnestie gestattet, nach Frankreich zurückzukehren. Hier stürzt sie sich sofort wieder in die revolutionäre Bewegung, wieder arbeitend, all ihre Ruhe und sogar die ihrer Mutter der Sache opfernd, der sie sich einmal hingegeben hat. Sie ist wieder dabei, Meetings abzuhalten und bei allen Manifestationen mitzutun, stets unterstützt von ihrer Freundin Marie Ferré bis zu deren Tode, der, wie sie selbst sagt, mit dem nicht lange nacher folgenden ihrer Mutter, ihr Herz zu Stein erstarren ließ. 1882 macht sie die Blanqui-Manifestation mit, die ihr eine kurze Gefängnisstrafe einbringt. 1883 die bekannte Zusammenrottung auf der Esplanade des Invalides. Bei dieser Gelegenheit steckt sie eine improvisierte schwarze Fahne auf. Die Fahne des Hungers, wie sie sagt, die Fahne

des Anarchismus. An der Spitze eines Zuges, der sich hinter ihr formt, will sie die Straßen durchziehen und so eine große Demonstration für die Streikenden ins Werk setzen. Aber es kommt dabei zu Unordnungen, es werden einige Bäckerladen von manifestierenden Gruppen geplündert — und Louise Michel wurde dafür verantwortlich gemacht. Der hohe Gerichtshof verurteilt sie zu 6 Jahren Gefängnis! Es war gleichzeitig das Todesurteil ihrer Mutter, die vor Gram über die Trennung nach zwei Jahren starb. Nach Verbüßung ihrer Haft bleibt sie zunächst in Paris, wieder tätig und überall sich aufopfernd, schreibend und in Versammlungen sprechend und ihre geringe Habe noch mit jedem Armen teilend, von Politikern ausgenützt, denen sie, die immer nur dem guten Zwecke zu dienen glaubt, noch Senatorenstellen und andere Ämter durch ihre Konferenzen einbringt. Bis ihr auch der letzte Undank nicht erspart bleibt und das Volk, für das sie alles geopfert hat, durch seinen Unverstand sie in die Flucht jagt. Ihre große unglaubliche Güte und Selbstlosigkeit hat ihr den Ruf eingebracht: „Louise Michel est une bonne fille, mais un peu toquée. — Louise Michel ist ein gutes Frauenzimmer, aber ein wenig verrückt.“ Die Bourgeois-Partei hat von jeher gearbeitet, um sie, die Unbequemste von allen, auf die Seite zu schieben, sie, die Unbeugsame, Unbesiegbare und — Unbestechliche, mit der keine Kompromisse zu schließen sind, unschädlich zu machen. Was Neukaledonien, was die Gefängnisse nicht vermocht, würde es vielleicht das Narrenhaus zuwege bringen? Man wird so leicht in ein Narrenhaus gesperrt; in Frankreich genügt ein ärztliches Zeugnis, um hineinzukommen, und wie schwer es ist wieder herauszukommen, das haben erst jüngst wieder einige traurige Fälle gesunder Opfer gezeigt. Louise Michel wußte das, sie wußte auch, daß man schon damit umging, die unverständige Volksnachrede zu einer Maßregel aus-

zunützen, die ihr wirklicher Tod gewesen wäre, und so geht sie wieder, diesmal freiwillig, in die Verbannung. Charlotte Vauwelle, die treue Freundin dieser Lebensperiode, der es auch vergönnt war, der ewig verfolgten Neuweltserträumerin die Augen zuzudrücken, begleitet sie nach England, wo sie ihre alte Tätigkeit fortsetzt. Erst in den letzten Jahren, als die Ärzte für ihre durch soviel Kämpfe und Entbehungen, soviel Gefängnis, Kummer und Verfolgung schließlich dennoch aufgeriebene Gesundheit das Klima Südfrankreichs verordneten, kehrte sie in die Heimat zurück. Aber auch jetzt noch gönnt sie sich keine Ruhe, sondern reist von Konferenz zu Konferenz, übrigens stets von der guten treuen Charlotte begleitet.

Auf einer dieser Fahrten ist sie in Marseille am 21. Februar 1905 gestorben.

Man hat dieser armen, mutigen, opferfrohen Idealistin in ganz Europa einst den Ruf einer wilden, blutigen Petroleuse gemacht. Warum? weil sie wie ein Mann, besser wie ein Mann, für ihre Idee kämpfend auf der Barrikade gestanden und das Unglück gehabt hat, nicht zu fallen und nicht zu siegen. Ihre Sache ist unterlegen, darum ward eine Generation darauf gedrillt, vor dem Namen der Petroleuse zu erschauern. Sonst hätte sie vielleicht Statuen wie Jeanne d'Arc. — *Jéanne d'Arc* hat ihrer Sache zum Siege verholfen. Louise Michel ist unterlegen und wurde zur Zwangsarbeit nach Neukaledonien geschickt. Zwölf Jahre hat ihr starker Charakter allen Schrecken der Gefängnisse getrotzt und ihr noch die Kraft gegeben, ihre Mitverurteilten zu erheben, zu trösten, zu bilden, zu höherer Lebensanschauung emporzuführen, und die geringen Unterstützungen, die ihr zeitweise zufflossen, noch mit ihren Leidensgenossen zu teilen. Ihr ganzes Leben ist Opfer und Arbeit. Ihr ganzes Leben lang hat sie nicht ein Stück Brot erworben, dessen größere

Hälfte sie nicht dem gegeben hätte, der neben ihr Mangel litt, und oft weniger Mangel litt als sie selbst.

Nein, diese Petroleuse war vor allem ein Apostel. Sie lehrte „eine hohe freie Menschheit auf einer freien Erde“. Aber man hat diese ganze Kommune und alles, was mit ihr zusammenhängt, so sehr verschwärzt, verleumdet, in den Kot gezogen! — Man mußte es wohl tun, um die neue Pariser Bluthochzeit zu entschuldigen, die ein Teil der modernen Bourgeoisie gegen das rechtsherrschende Proletariat aller Stände angezettelt hatte.

Die neuere exaktere Geschichtsforschung, der nun auch, wenigstens teilweise, lange geheimegehaltene Archive geöffnet sind, hat schon viele der Schleier gelüftet, die auf diesen Schreckensjahren lagen. Sie hat im allgemeinen unwiderleglich dargetan, daß in diesem Kampfe die „Canaille“ nicht immer, aber auch durchaus nicht immer auf der Seite der roten Fahne zu suchen und zu finden ist. Diese aufgeklärtere, exaktere Geschichtsforschung wird auch einst, vielleicht recht bald, der stets verfolgten, stets verleumdeten, stets ausgebeuteten Louise Michel Gerechtigkeit widerfahren lassen.

Hälfte sie nicht dem gegeben hätte, der neben ihr Mangel litt, und oft weniger Mangel litt als sie selbst.

Nein, diese Petroleuse war vor allem ein Apostel. Sie lehrte „eine hohe freie Menschheit auf einer freien Erde“. Aber man hat diese ganze Kommune und alles, was mit ihr zusammenhängt, so sehr verschwärzt, verleumdet, in den Kot gezogen! — Man mußte es wohl tun, um die neue Pariser Bluthochzeit zu entschuldigen, die ein Teil der modernen Bourgeoisie gegen das recht-heischende Proletariat aller Stände angezettelt hatte.

Die neuere exaktere Geschichtsforschung, der nun auch, wenigstens teilweise, lange geheimgelaltene Archive geöffnet sind, hat schon viele der Schleier gelüftet, die auf diesen Schreckensjahren lagen. Sie hat im allgemeinen unwiderleglich dargetan, daß in diesem Kampfe die „Canaille“ nicht immer, aber auch durchaus nicht immer auf der Seite der roten Fahne zu suchen und zu finden ist. Diese aufgeklärtere, exaktere Geschichtsforschung wird auch einst, vielleicht recht bald, der stets verfolgten, stets verleumdeten, stets ausgebeuteten Louise Michel Gerechtigkeit widerfahren lassen.

III.

Nach dieser kurzen, allzukurzen Skizzierung des äußeren Lebens der „roten Jungfrau“, soll nun zur Darlegung ihrer urnischen Natur übergegangen werden. Ich will gleich vorhinwegnehmen, daß alles dafür und nichts dagegen zu sprechen scheint. Ein virilerer Charakter als der ihre ist auch bei den männlichsten Männern kaum zu finden.

Der alte Nestroy hat einst den köstlichen, allerdings vielzusehr generalisierenden, aber nicht minder tiefblickenden und vielbelachten Satz ausgesprochen: „Das ärgste alte Weib — ist ein alter Mann.“ Man wäre versucht

das Paradoxon allen Ernstes umzudrehen und zu sagen: „Der männlichste Mann ist ein viriles Weib.“ Wenigstens erweckt Louise Michel diese Vorstellung. —

Die charakteristischen Merkmale des urnischen Menschen gruppieren sich, wie folgt:

- a) Körperliche Merkmale;
- b) erotische Abneigung gegen das entgegengesetzte Geschlecht und anerotische Kameradschaft, Verkehr auf brüderlichem Fuße mit demselben;
- c) erotische Zuneigung zum eigenen Geschlecht oder doch schwärmerische Freundschaften, langes, fast an Ehe gemahnendes Zusammenleben mit solchen Personen;
- d) Vorhandensein von Charaktereigenschaften und von Talenten, die im allgemeinen dem anderen Geschlechte ganz speziell zu eigen sind;

Ein Blick auf die beigegebenen Bilder wird dem Unparteiischen jedenfalls sofort den Eindruck aufzwingen, daß die männlichen Züge vorherrschen. Männlich ist diese starke Charakternase, die strenggeschnittene Stirne, das breite, massige, feste Kinn, die flachen geraden Lippen, der energische, entschlossene Zug um den Mund. Es liegt eine gewisse Schönheit in dem Gesichte; aber dann ist es eine harte, herbe, rein männliche Schönheit; alles weiblich Weiche und Anmutige fehlt gänzlich. Besonders charakteristisch ist auch die Totenmaske. Man bemerkt einen unverkennbaren Bartanflug auf der Oberlippe; auf der Originalphotographie ist er noch stärker sichtbar als auf dem klischierten Bilde. Sie wendete also augenscheinlich Toilettemittel an, um den Bartwuchs zu verbergen; schon um der Meinung, sie sei ein cas pathologique, die oft ausgesprochen wurde, nicht weitere Anhaltspunkte zu bieten. Sie befand sich offenbar sehr gut in ihrer Haut und wollte durchaus nicht als „krankhafte“ Erscheinung gelten. Es ist dies vielleicht der einzige Punkt,

wo sie persönliche Empfindlichkeit zeigt. An einer Stelle läßt sie sich sogar diesbezüglich zu einer ordentlichen Philippika hinreißen, die bezeichnend genug ist. Sie wendet sich gegen die Mode, jede Frau mit virilem Charakter als „pathologisch“ anzusprechen, und fährt dann fort: „Es wäre zu wünschen, daß solche pathologische Fälle recht häufig aufträten bei den kleinen ausgeronnenen Gigerln und anderen Kategorien des starken Geschlechts“.¹⁾

Fahren wir fort in der Beschreibung der äußerlichen Erscheinung. Sie ist groß, schlank, mager, von flacher Brust und schmalen Hüften, wenig ausgesprochener Taille, so daß sie in Männerkleidern nicht auffällt, und sie trägt solche oft. Stimme und Gang sind auffallend viril. Sie weiß es und gefällt sich entschieden in diesen Eigenschaften, wenigstens beweisen dies einige Anekdoten, die sie selbst mit sichtlichem Vergnügen erzählt.

Eines Abends verfolgt sie auf ihrem Gange durch einsame Straßen ein Herr mit Liebesanträgen. Anfangs beachtet sie ihn nicht und läßt ihn mitlaufen oder nachlaufen, stellt aber, ohne sich auch nur im mindesten befangen zu fühlen, über sein komisches Äußere die verschiedensten Betrachtungen an. Schließlich aber, um ein Ende zu machen, dreht sie sich rasch um und singt ihm mit ihrer männlichsten Stimme eine Skala ins Gesicht, immer tiefer und tiefer gehend und den Buchstabennamen der Töne aussprechend, durch den auch überdies noch ein höchst derbes, sehr männliches Wort herauskommt; worauf der nächtliche Liebeswerber erschreckt die Flucht ergreift, wahrscheinlich in der Meinung, auf einen verkleideten Mann gestoßen zu sein.

Auf der Insel Nou hat sie mit einem Mitverbannten eine politische Diskussion, wobei sie so gewaltige Stimmittel aufwendet, daß die Gefangenenwärter von dem Hauptposten herbeieilen — weil sie nach dem Lärm auf eine meuterische Zusammenrottung der ganzen Ansiedlung schließen.

Ein andermal, auch während eines ihrer einsamen nächtlichen Spaziergänge, jagen ihre hallenden Kürassierschritte einen ängstlichen Kleinbürger in die Flucht (denn die Pariser Straße ist bei Nacht nicht sehr geheuer) und sie macht sich das Vergnügen, den Vertreter des starken Geschlechts in immer schnellerem Tempo durch eine Reihe von Gassen und Gäßchen vor sich herzutreiben.

Um übrigens zu zeigen, daß ich nicht eigene Illusionen in diese Personsbeschreibung hineindichte, will ich das Zeugnis eines bekannten deutschen Publizisten anrufen:

Theophil Zolling, der Louise Michel um 1880 interviewt hat, beschreibt sie in seiner „Reise um die Pariser Welt“ (Stuttgart, Verl. von W. Spemann 1882, S. 52).

Er schickt voraus, daß Louise Michel im Gegensatz zu ihrer Mutter häßlich sei, „doch nicht ganz, besonders wenn man vergißt, daß man vor einem Weibe steht.“ Dann fährt er fort: Die hohe, nervige, überschlanke Gestalt, mit dem großen, energischen Kopfe, will nicht zum Frauengewande passen. Die platte Brust scheint des Mieders zu spotten, welches die grobe Taille nicht im geringsten zusammenschnürt. Das Kleid aus schwarzem Kaschemir ist zu eng für ihren weit ausgreifenden Schritt, und die doppelsohligen Schuhe sind zu bequem für den beinahe feinen Fuß. In ihrem Angesichte erinnern höchstens die verschnittenen Locken, welche, in der Mitte gescheitelt und hinter die Ohren gestrichen, in ziemlich dichten, bereits ins Graue spielenden Ringeln rückwärts auf das schwarze Halstuch fallen, und etwa das kleine, charakterlose Kinn (??) an ihr Geschlecht. Starke Backen-

¹⁾ Il serait à souhaiter que ces cas pathologiques se manifestassent en grand nombre chez les petits crevés et autres catégories du sexe fort.

knochen begrenzen den breitgeschlitzten Mund, dessen dicke, blasse, aufgesprungene Lippen keineswegs zum Kusse einladen, und verdecken die kleinen, eisigen Augen, die hinter buschigen Brauen lauern. Unter der kräftig und nicht unedel geschnittenen Nase schattiert sich ein Schnurrbärtchen, das den Neid eines Gymnasiasten erwecken würde. . . .

Das Gesamtbild dieser Züge ist vulgär, trotzig, abstoßend, hart, mumienhaft, wird aber vermenschlicht durch den Ausdruck physischen und psychischen Leidens, der darüber ausgegossen ist, und den Strahl der Begeisterung, welcher im Affekt in den grauen Augen phosphoresziert und das sonnenverbrannte vorzeitig gealterte Antlitz verklärt. Man sieht, daß man vor einer Intelligenz, einem Willen und einer Überzeugung steht, die bis zur Schwärmerei und zum Verbrechen gehen kann.“

Diese wenigen Bemerkungen mögen für die körperlichen Stigmata genügen; einerseits sind sie auch in dieser Kürze charakteristisch und lassen für jeden, der Augen hat zu sehen und Ohren zu hören, tief genug blicken, andererseits scheinen mir die psychischen Merkmale interessanter, wichtiger und ausschlaggebender.

Da ist nun wirklich *embarras de richesse*.

Die erotische Abneigung gegen den Mann zieht sich wie ein roter Faden durch das ganze Leben Louise Michels; nie hat ein Mann ihr Herz höher schlagen gemacht, nie haben ihr auch die mißgünstigsten, hämischsten Feinde auch nur die vorübergehendste Regung, auch nur das kleinste Abenteuer nachsagen können. Und das hätte man doch weiß Gott gerne getan, um die wilde Revolutionärin, die Neukaledonien und St. Lazare übertaucht hatte, doch wenigstens als sittenlos an den Pranger stellen zu können. Aber es war umsonst; in diesem Punkte war sie nicht zu treffen, und der Volksmund mußte recht behalten, der sie „la vierge rouge“, die rote Jungfrau genannt hatte.

Woher diese Enthaltensamkeit? Aus Moralität, wird man vielleicht sagen; aber über die überkommenen Moral- und Religionsbegriffe ist sie ja hinaus, noch ehe sie lange Röcke trägt.

Aus Zeitmangel vielleicht? Aber dazu findet man auch in angestrengtester Tätigkeit doch noch Zeit; tausende vielbeschäftigter Männer und Frauen beweisen es, die trotz rastloser Tätigkeit, trotzdem sie ohne Unterbrechung arbeiten, ihre ganzen Kräfte einer Idee widmen, eben doch noch zur Liebe Zeit finden. Dem Menschen, der lieben will, ist es gegeben, dem Tage, der 24 Stunden hat, noch eine fünfundzwanzigste hinzuzufügen: das Schäferstündchen.

Man wird als letzten Einwand Anerotik geltend machen wollen. Nun, vor allem will ich gleich eingestehen, daß ich an diese berühmte Anerotik wirklich nur sehr, sehr schwer glauben kann. In den meisten Fällen steckt hinter der vielgeliebten Anerotik ganz einfache Wald- und Wiesen-Homosexualität. Mir will das nicht recht einleuchten, die Anerotik bei unverstümmelten Menschen. Die türkischen Haremswächter sind vielleicht, manchmal, in späteren Jahren anerotisch!

Jedenfalls wäre es absurd, bei einem so temperamentvollen, von Liebe überfließenden Wesen wie Louise Michel es war, von Anerotik reden zu wollen. Nein, nein, sie war ein viel zu voller, ganzer Mensch, um anerotisch gewesen zu sein.

Die Erklärung ist einfach die, daß ihr der Mann „nichts sagte“.

In dieser Beziehung ist wohl eines beweiskräftig. Der Mann, der sich ihr erotisch nähert, sei es mit einem Heiratsantrag, sei es mit flüchtigeren Anträgen, löst bei ihr spontan immer dasselbe Gefühl aus, das Gefühl des Grotesken, des Lächerlichen. Gibt es etwas Antierotischeres, als das Lächerliche? Nein! das Lächerliche ist direkt

das antierotische Symptom. Ihre Antworten machen ganz den Eindruck, als ob etwa ein lustiger, ganz normal fühlender Naturbursch den homosexuellen Antrag eines „Weiblings“ lachend abwies. Lachend und ohne böse zu werden, weil ihm die Geschichte so unmöglich und lächerlich vorkommt, daß er sich nicht einmal darüber ärgern kann.

Es möge hier die den Memoiren entnommene Beschreibung zweier Körbe folgen, die Louise Michel in jungen Jahren verabreicht hat. Die Stelle ist vielseitig charakteristisch und kann wohl auch jedes Kommentars entbehren.¹⁾

„Die Erinnerung an zwei lächerliche Wesen, die schon, als ich 12 oder 13 Jahre alt war, bei meinen Großeltern um meine Hand anhielten, hätte genügt, mir Heiratsgedanken abzugewöhnen, wenn ich solche überhaupt noch gehabt hätte.

Der erste Bewerber, eine wahre Lustspielfigur, wollte

¹⁾ Le souvenir de deux êtres ridicules qui se suivant comme des oies ou des spectres (il y avait de l'un et de l'autre) m'avaient, l'un après l'autre, demandée à mes grands-parents dès l'âge de douze à treize ans, m'eût éloignée du mariage si je ne l'eusse été déjà.

Le premier, véritable personnage de comédie, voulait faire partager sa fortune (qu'il faisait sonner à chaque parole comme un grelot) à une femme élevée suivant ses principes (c'est-à-dire dans le genre d'Agnes); il était un peu tard pour prendre cette méthode après tout ce que j'avais lu.

L'animal! On eût dit qu'il avait dormi pendant une ou deux centaines d'années et venait nous réciter cela à son réveil.

On me laissa répondre moi-même; j'avais justement ce jour-là lu avec mon grand-père dans sa vieille édition de Molière. Le prétendant me faisait si bien l'effet du tuteur d'Agnes que je trouvais moyen de lui glisser à propos une grande partie de la scène où elle dit:

Le petit chat est mort!

Je lui avais même répondu cela, mot à mot, — il ne comprenait pas!

sein Vermögen (das er bei jedem Worte wie eine Schelle aufklingen ließ) mit einer nach seinen Prinzipien erzogenen Frau teilen (das heißt nach dem Muster „Agnes“); nach allem, was ich schon gelesen hatte, wäre es ein wenig spät gewesen für die Methode.

Das Vieh! er sah aus, als ob er ein- bis zweihundert Jahre geschlafen hätte und uns das nun bei seinem Erwachen aufsagen käme.

Man ließ mich selbst antworten. Ich hatte gerade an diesem Tage mit meinem Großvater in seiner alten Molière-Ausgabe gelesen. Der Brautwerber sah mir so ganz nach dem Vormund der Agnes aus, daß ich Gelegenheit nahm ihm sehr treffend mit einem guten Teil der Szene aufzuwarten, wo diese sagt:

Die kleine Katz' ist tot!

Ich hatte ihm sogar Wort für Wort diesen Satz geantwortet — er verstand ihn nicht einmal!“

Ich brauche wohl nicht hervorzuheben, welch' unglaublich starker Doppelsinn in dem Worte „petit chat“ liegt. (Ebenso unverblümt antwortet sie dem zweiten.¹⁾

„Sie sehen doch, was dort an der Mauer hängt? (Es war ein Hirschgeweih.) Ja? na also! Ich liebe Sie nicht; ich werde Sie nie lieben. Und als Ihre Frau würde

¹⁾

Vous voyez bien ce qui est là au mur (c'était une paire de cornes de cerf)? Eh bien! je ne vous aime pas, je ne vous aimerai jamais, et si je vous épousais je ne me gênerais pas plus que M^{me} Georges Daudin! Vous en porteriez cent mille pieds plus haut que cela sur votre tête.

.
.
.

Et dire qu'il y a de pauvres enfants qu'on eût forcées d'épouser un de ces vieux crocodilles! — Si on eût fait ainsi pour moi, je sentais que, lui ou moi, il aurait fallu passer par la fenêtre.

ich mich ebensowenig genieren wie Frau Georges Dandin!
— Noch hunderttausendmal größere würde ich Ihnen aufsetzen!“ Sie schließt endlich mit einer auch wieder ganz männlichen Bemerkung:

„Und zu denken, daß es arme Kinder gibt, die man noch gezwungen hätte, solch ein altes Krododil zu heiraten. Ich fühlte, wenn man mir das angetan hätte: Er oder ich, einer von beiden wäre zum Fenster hinausgeflogen!“

Man könnte nun vielleicht glauben, dies wären zwei spezielle Fälle; wenn nur der „Richtige“ gekommen wäre, nämlich der ihr geistig ebenbürtige Mann! Aber man täuscht sich. Für den hat sie nur brüderliche, kameradschaftliche Gefühle:

„. . . Die, die mir Heiratsanträge machten, wären mir teure Brüder gewesen; als Ehemänner schienen sie mir ganz unmöglich. Warum das, weiß ich wirklich nicht. . . . Ich habe Heirat ohne Liebe immer als Prostitution betrachtet.“¹⁾ Sie gibt also besonders in dem letzten Satze ganz naiv und als selbstverständlich zu, daß diese Liebe ihr unmöglich war. Ich glaube, dies genügt wohl und braucht nicht weiter ausgeführt zu werden.

Aber so wenig wir irgend eine Liebe zu irgend einem Manne in ihrem Leben aufdecken können, so häufig finden wir diese ungenierte Kameradschaft, wie sie zwischen Männern vorkommt, die gleiche geistige Interessen verfolgen. Auf diesem Fuße verkehrt sie schon als Kind mit ihrem Vetter Jules, mit dem sie sich auch ordentlich prügelt, als er es sich einmal einfallen läßt, von der Superiorität des männlichen Geschlechtes zu faseln, auf kamerad-

¹⁾ Ceux qui m'avaient demandée en mariage m'auraient été aussi chers comme frères que je les trouvais impossibles comme maris; dire pourquoi, je n'en sais vraiment rien. . . . j'ai toujours regardé comme une prostitution toute union sans amour.

schaftlichem Fuße ist sie mit allen männlichen Verwandten und Bekannten, die im großelterlichen Hause aus- und eingehen; und später mit den Führern der revolutionären Bewegung. Und diese Kameradschaftlichkeit zeigt sich in jedem Worte, das sie mit Männern spricht oder über Männer schreibt.

Soll ich hier Belegstellen anführen? Sie sind so zahlreich und über ihr ganzes Leben in allen ihren Schriften verstreut, daß dies über den Rahmen einer Abhandlung weit hinausreichen würde, auch sind dies so feine Stimmungs-Nuancen, daß sie wirklich nicht mit fünf oder zehn Stellen klar gemacht werden können. Man muß da der Empfindung des Schreibers glauben — oder selbst nachlesen. Dies will ich übrigens bei dieser Gelegenheit jedem empfehlen. Alle Werke dieses seltsamen Menschen sind voll von feinen Bemerkungen und verschwenderisch mit großen Schönheiten durchsät. Sie geben Gelegenheit, einen vielseitigen und originellen, feinen, ideenreichen Geist kennen zu lernen. Die Tage, die man darauf verwenden wird, werden nicht sine linea sein.

Schon aus der verschiedenen Art, wie sie Männer sieht und beschreibt, geht ganz unzweifelhaft die Anerotik dieser Anschauungsweise hervor. Sie sieht den Mann absolut nur vom Standpunkte des Kameraden, des Mitkämpfers. Wenn sie einen Mann beschreibt, sieht sie entweder groteske Äußerlichkeiten, oder sie spricht überhaupt nur von Charaktereigenschaften und gemeinsamen Interessen, gemeinsamer Arbeit, gegenseitiger Unterstützung. Nie ein einziger jener feinen, aber unverkennbaren Züge, die dem Manne gegenüber das Weib ver-raten. Daß sie etwa sagen würde, er hatte „tiefe Augen“ oder „einen kecken Schnurrbart“ oder „eine muskulöse Gestalt“; mit einem Worte, nicht eine einzige von jenen vielen kleinen Beobachtungen, die auch der prüdesten Frau ganz unschuldig und natürlich unter die Feder

kommen und die zeigen, daß sie — bei aller Reinheit und Unberührtheit — den Mann sinnlich zu begreifen und sinnlich zu sehen vermag. Nein, sie sieht den Mann einfach nicht. Wie anders hören sich dagegen die Beschreibungen der weiblichen Bekannten an. Vielleicht wäre diese Gegenüberstellung allein schon ein genügender Beweis dafür, daß Louise Michel mit Urningsaugen in ihre Mitwelt blickte. Wir kommen noch darauf zurück.

Eine Stelle aus den Memoiren will ich hersetzen, weil sie auch sonst die Stimmung des Augenblicks gut wiedergibt, es ist der Augenblick des Schlußkampfes, ehe die letzten Barrikaden vor den eindringenden Bretonen des Versailler Generals fallen und der General der Kommune Dombrowski, der seine Sache verloren sieht, den Tod suchend zum letzten Male die tapfere Kameradin Louise Michel begegnet und begrüßt.

„300 000 hatten für die Kommune gestimmt.¹⁾

15 000 ungefähr hielten während der Blutwoche den Anprall einer Armee aus. Man hat ungefähr 35 000 Fusilierte gezählt; und wieviele hat man noch übersehen! Aber es gibt Tage, wo die Erde ihre Leichen ausspeit.

Die Frauen hatten in den Maitagen die Barrikade

¹⁾ Trois cent mille voix avaient élu la Commune.

Quinze mille environ, pendant la semaine sanglante, soutinrent le choc d'une armée. On compta à peu près trente-cinq mille fusillés; mais ceux qu'on ignore? Il y a des jours où la terre rend ses cadavres.

Les femmes, au jour de Mai, élevèrent et défendirent la barricade de la place Blanche. Elles tinrent jusqu'à la mort.

L'une d'elles, Blanche Lefebvre, vint me voir comme en visite à la barricade du Delta. On croyait encore vaincre.

Une insurrection gagne bien. Mais la Révolution était saignée au cou par le vieux renard Foutriquet, général d'armée de Versailles.

Dombrowski passa devant nous, triste, allant se faire tuer. — C'est fini, me dit-il!

Je lui répondis: — Non, non. Et il me tendit les deux mains.

auf der place Blanche errichtet und verteidigten sie. Sie haben ausgehalten bis zum Tode.

Eine von ihnen, Blanche Lefebvre, kam mich auf der Deltabarrikade besuchen. Wir glaubten noch an den Sieg.

Gelingen doch manchmal kleine Insurrektionen. Aber der Revolution hatte der alte Fuchs Foutriquet, General der Versailler Armee, die Gurgel durchbissen.

Da kam Dombrowski bei uns vorbei, traurig, den Tod suchend. — Alles verloren! sagte er zu mir! Nein! nein! antwortete ich. — Da streckte er mir beide Hände hin.“

Epische Größe in zehn Worten!

Man bemerke im übrigen, daß Louise Michel nicht auf der Frauenbarrikade kämpft, sondern mit den männlichen Kameraden auf der Deltabarrikade — und daß doch der Gestus Dombrowskis nicht an ein Weib sich wendet. Es ist der Gestus von Mann zu Mann, vom General zu seinem tapferen Soldaten, der im verzweifeltsten Augenblick noch ein großes, trotziges Wort übrig hat.

Wenn Dombrowski Louise als Weib empfunden hätte, hätte er ihr doch mindestens ein wenig gerührt, väterlich die Wange gestreichelt.

Ich gebe zu, daß das Dinge sind, über die sich streiten läßt; die übersetzte Stelle soll auch kein mathematischer Beweis sein, sondern nur als Beispiel einer Stimmung gelten, die sich an unzähligen anderen Orten wiederfindet, wovon sich jeder leicht überzeugen kann: und dies dürfte schon eher einem Beweise ähnlich sehen. In psychologischen Dingen gibt es überhaupt kein a + b, aber man kann doch auch Stimmungen und Gefühle mit nicht minderer Sicherheit glaubhaft machen.

Diese Stimmung aber geht, wie ich gezeigt zu haben glaube, aus dem ganzen Leben Louise Michels hervor: Sie fühlte sich dem Mann gegenüber als Mann. Er war ihr Bruder und Kamerad, erotisch war er ihr nicht, erotisch war er ihr abstoßend. Die ärgste Verachtung des Mannes

klingt auch wieder aus jener gelegentlichen Bemerkung: „Je n'ai pas voulu être le potage de l'homme“. Sie empfände also als Entwürdigung diese Hingabe, die des echten Weibempfindens eigentlichster Höhepunkt ist. Sie fühlt erotisch umgekehrt: als Mann.

So fühlt sie denn auch dem Weibe gegenüber.

Vor allem sieht sie das Weib schon anders, ganz anders. Wenn sie für den Mann kein Weibesaage hatte — für das Weib hat sie ein Mannesaage übrig. Was sage ich: zwei volle, rechte Männeraugen. An ihm sieht sie Schönheit, Anmut und Liebreiz. Das Weib bemerkt sie, wenn sie Männer übersieht. Außer den Freundinnen, die ihr besonders nahe gestanden, sind ihrem Gedächtnis aus allen Lebensmomenten Frauenköpfe haften geblieben, lachende und weinende, blonde und braune, mit blauen oder schwarzen oder grauen Augen — bedeutende und unbedeutende. Ja auch unbedeutende, einfach deshalb, weil sie schön waren oder lieblich. Aus allen Seiten ihrer Werke lugen dort und da ein Paar hübsche, schlagende Mädchenwimpern hervor, während nur leere Männermasken darin verstreut sind, oft ins Groteske verzerrt. Denn diese waren ihr nichts, während sie jene auch sinnlich begreifen konnte. Wie anders klingen gleich ihre Personenbeschreibungen, wenn sie von Mädchen spricht. Wie anders ist da gleich die Farbengebung. Da sieht sie, da versagt der Sinn nicht mehr.

„Es war eine kleine Brünette. Sie hieß Rosa und wir nannten sie den kleinen Maulwurf, weil sie so glänzend schwarzes Haar hatte.“ . . .

„In Gruppen tauchen mir die Schülerinnen der Wasserschloßstraße wieder auf.¹⁾ Die Gruppe der Großen:

¹⁾ C'est par groupes que je revois les élèves du Château-d'Eau: le groupe des grandes, deux ou trois de haute taille, Léonie C. . . ., Aline M. . . ., Leopoldine; — celui des blondes, deux au large front, aux yeux noirs, Alphonsine G. . . ., et les

zwei bis drei hochaufgeschossene, Leonie C. . . ., Aline E. . . ., Leopoldine; die der Blonden: zwei mit breiter Stirn und stahlblauen Augen, Heloise und Gabrielle; — eine schwarzäugige Gruppe Alphonsine G. . . . und die beiden Schwestern L. . . .; eine Gruppe von Bleichsüchtigen, Josephine L. . . ., die kleine Noël, Marie C. . . . Und dann Kleine, so brünett, daß sie wie Schwarze aussahen: Elisa B. . . ., die, noch ganz jung, schon die ausgeprägten Züge der südländischen Rassen hatte — —.“ Oder eine allgemeine, ganz männliche Ideenassoziation, die ihr zu Beginn eines Kapitels entfährt: „Puisque nous parlions de femmes, parlons aussi d'amour.“

Noch eine Szene mag hier Platz finden: eine seltsame Begegnung, die einen entschieden stark sinnlichen Eindruck macht.

Louise Michel spielt gerade eine Partie ihrer Oper „Le Rêve des sabbats“ und ist eben bei der höllischen Jagd angelangt,

La coupe est rougeie
Du vin de l'orgie,
Effeuillons chasseurs
Et femmes et fleurs.

„Da läutet man.¹⁾ Es war eine alte jüdische Dame, kerzen-
deux sœurs L. . . .; — un groupe de pâles, Joséphine L. . . ., la petite Noël, Marie C. . . . Et des petites sie brunes qu'elles en étaient noires: Elisa B. . . . qui toute petite avait les traits accentués des races du Midi.

¹⁾
On sonna à la porte. C'était une vieille dame juive, droite comme le spectre du commandeur et encore d'une grande beauté; on eût dit son visage taillé dans du marbre: elle était grand-mère d'une de mes élèves.

— Est-ce bien vous, dit-elle, qui vous permettez la sauvagerie que je viens d'entendre?

.
.
. elle aimait les chants d'amour.
La ballade du squelette lui plut.

gerade, wie der steinerne Gast und noch von einer großen Schönheit; ihr Gesicht war wie in Marmor gemeißelt. Sie war die Großmutter einer meiner Schülerinnen.

„Sind Sie es wirklich, die sich die Wildheiten leisten, die ich soeben gehört habe?“

Aber die Dame ist neugierig geworden, die Originalität der Musik fesselt sie doch, sie will weiter hören bis zum Schluß.

„Sie mochte die Liebesgesänge gerne. Die Ballade des Skelettes gefiel ihr.

Toi qui chantes si tard aux murs verts des tourelles,
Jeune fille, ouvre-moi.
Viens; j'ai de blanches mains et des amours fidèles
Et j'aurai des éclairs dans mes yeux sans prunelles
Pour regarder encore la reine du tournoi.

A la fin de la ballade, bien entendu, la jeune fille aime le squelette et le suit dans l'inconnu; ils s'en vont dans une vallée solitaire où l'on entend nul bruit qu'un solo de luth.

Ma vieille dame daigna approuver le lai du troubadour.

L'oiseau chantait
Et frissonnait
Sous la feuillée
Et dans le vent l'âme envolée
Pleurait, pleurait.

- Malheureuse! mais c'est de vous ces monstruosité-là!
Je ne répondis pas.
- Le plus malheureux c'est qu'il y a des choses bien.
- S'il n'y avait rien je ne serais pas assez bête pour m'en occuper.
- Mais vous savez bien que pour se livrer à ces choses-là il faut être riche ou connu.
- Aussi je ne m'y livre pas, je reste dans l'instruction, et la preuve, c'est que je laisserai telle qu'elle est cette chose qu'on ne peut exécuter sur un théâtre; c'est bien un rêve, qu'il soit des sabbats ou de la vie; ainsi je jette et j'ai jeté d'autres rêves.
- Elle me prit la main, la sienne était toute froide.
- Et votre cœur, où le jetterez-vous?
- A la révolution!

Am Ende der Ballade liebt das Mädchen das Skelett. Sie gehen in ein einsames Tal, wo alles schweigt und nur ein Violasolo tönt.

Meine alte Dame war auch so freundlich den Sang des Troubadurs gut zu heißen.

Zitternd und bang
Der Vogel sang
Im Blätterhaus.

Und die Seele flog mit dem Wind hinaus:
Weinte, weinte lang!

Aber die kraftgenialischen Monstruositäten der Musik, die ein mehr als Berliozsches Orchester verlangt hätten, um all' die Dämonenkämpfe und Weltuntergangsszenen darzustellen, die der Autor erträumt, erschrecken die Dame.

„Aber Unglückskind ist das von Ihnen? diese Monstruositäten?“

Ich antwortete nicht.

— „Das Traurigste dabei ist — daß wirklich etwas darin steckt.“

— „Wenn nichts darin steckte, hielten Sie mich wirklich für dumm genug, mich damit abzugeben?“

— „Na, aber Sie wissen doch: um sich solchen Dingen zu widmen, muß man reich sein, — oder einen Namen haben.“

— „Deshalb widme ich mich ihnen eben auch nicht, sondern bleibe im Schuldienst. Beweis dessen: ich lasse dies Ding, das man auf keinem Theater aufführen kann, so liegen, wie es ist; es ist und bleibt eben ein Traum — vom Sabbat oder vom Leben. So werfe ich meine Träume hin; ich habe schon andere hingeworfen.“

Sie ergriff meine Hand. Die ihre war ganz kalt.

— „Und ihr Herz, wo werfen Sie das hin?“

— „In die Revolution!“

Ich glaube, wenn man einzelne Bemerkungen dieser Stelle liest, wird man sich doch mindestens des Eindrucks

nicht erwehren können, daß Louise Michel für Frauen andere Augen hatte als für Männer.

Außerdem aber hat sie ihr ganzes Leben lang, bis zum Tode immer eine heißgeliebte Freundin gehabt, mit der sie zusammenlebte, mit der sie Freud und Leid teilte, die ihre wahre Lebensgefährtin war. Erst, schon zuhause, und lange Zeit in Paris ist es Julie. Dann, zur Zeit der Kommune, Marie Ferré, die innigst Geliebte, zu früh Verstorbene, der so viele Bemerkungen in den bald nach ihrem Tode geschriebenen Memoiren gelten. Endlich, in der letzten Periode ihres Lebens, Charlotte Vauwelle, in deren Armen sie gestorben ist.

Einige aus Louisens Aufzeichnungen herausgehobene Sätze werden genügen, um diese Verhältnisse zu charakterisieren.¹⁾

1) Certaines destinées se suivent d'abord et prennent ensuite des routes opposées. J'ai connu, à ma pension de Chaumont, mon amie Julie L. . . . Avec elle, je fus institutrice dans la Haute-Marne et, avec elle encore, sous-maitresse à Paris, chez M^{me} Vollier; puis vinrent les événements, elle y demeura étrangère.

Mais jadis, aux vacances, dans nos grands bois, nous nous étions juré (sous le chêne au serment) une amitié éternelle; et ni l'une ni l'autre n'y avons manqué.

Même à Paris, Julie s'occupa surtout d'étude, et la haine que j'éprouvais pour l'Empire la laissa longtemps froide; la musique et la poésie l'entraînaient davantage. Nous avons longtemps, à Millières, où un piano servait d'orgue, chanté ensemble les soirs de printemps; j'y fus un peu organiste, jusqu'à mon départ pour Paris, en 1855 ou 1856; Julie, à cette époque avait la voix du rossignol de nos forêts. — Deux institutions, ne tirant que d'elles-mêmes leurs ressources, ne pouvaient guère subsister l'une près de l'autre dans ce pays, sans se réunir; c'est ce que nous fîmes, Julie et moi. Mais toujours je songeais à Paris, j'y partis la première; elle vint me retrouver chez M^{me} Vollier, 14, rue du Château-d'Eau.

Ma mère, à partir de cet instant jusqu'à la mort de sa mère, habita, à Vroncourt, cette maison sur la montée auprès du cimetière dont je dois avoir parlé.

„Manche Schicksalswege laufen erst eine zeitlang nebeneinander her, um dann nach verschiedenen Richtungen auseinander zu gehen. Ich hatte in der Pension in Chaumont meine Freundin Julie L. kennen gelernt. Mit ihr war ich Lehrerin in der Haute-Marne, und wieder mit ihr Unterlehrerin in Paris, bei M^{me} Vollier; dann kamen die großen Ereignisse, denen sie fern blieb.

Aber einst während der Ferien, in unseren weiten Wäldern hatten wir einander (bei der Schwureiche) ewige Freundschaft gelobt; und keine von beiden hat je den Schwur gebrochen.

In Paris selbst befaßte sich Julie hauptsächlich mit ihren Studien und mein Haß auf das Kaisertum ließ sie lange kalt. Musik und Poesie zogen sie mehr an. Wir haben oft in Millières bei einem Clavier, das als Orgel diente, die Frühlingsabende mit gemeinsamem Singen zugebracht. Ich war dort ein wenig der Organist, bis zu meiner Übersiedelung nach Paris im Jahre 1855 oder 1856. Damals sang Julie mit einer Stimme, wie die der Nächtigall unserer Wälder.

Zwei auf ihre eigenen Mittel angewiesene Lehranstalten konnten damals in dieser Gegend nicht nebeneinander bestehen, ohne sich zu verschmelzen. Das taten wir denn auch, Julie und ich. Aber meine Gedanken

.....
.....
A partir de cette époque, jusqu'à la mort de M^{me} Vollier, quatre ans avant le siège, dans mon école de Montmartre, nous ne nous sommes plus quittées.

Son portrait est avec les chers souvenirs que la perquisition de la police a retrouvés, car ma mère me les conservait soigneusement; portraits à demi effacés, livres rongés des vers, fleurs fanées, œillets rouges et lilas blancs, branches d'if et de sapin; il y aurait maintenant, en plus, les roses blanches aux gouttes de sang que je lui ai envoyées de Clermont.

waren immer in Paris. Ich fuhr voraus dahin; sie kam mir nach zu M^{me} Vollier, rue Château-d'Eau.

Meine Mutter blieb von da ab bis zum Tode ihrer Mutter in Vroncourt und wohnte in dem Hause am Gelände beim Kirchhof, das ich wohl schon beschrieben habe.

Von diesem Augenblick an bis zum Tode der M^{me} Vollier, (vier Jahre vor der Belagerung, in meiner Schule auf Montmartre,) haben wir uns nie wieder getrennt.

Ihr Bild ist bei den teuren Andenken, die bei der polizeilichen Hausdurchsuchung gefunden worden sind; denn meine Mutter hob mir alles sorgsam auf: halbverwischte Porträts, wurmstichige Bücher, trockene Blumen, rote Nelken und weißen Flieder, Eiben- und Tannenzweige; jetzt waren auch noch überdies die weißen, blutrot gesprenkelten Rosen dabei, die ich ihr von Clermont aus geschickt habe.

Als wir, Julie und ich, bei M^{me} Vollier waren, stets gleich angezogen, beide groß, beide brünett, hielt man uns immer für Schwestern: man nannte uns die beiden Fräulein Vollier; so daß ich im Jahre 71, als man so genaue Erkundigungen über mich einzog, die Behörde auf diesen Umstand aufmerksam machen mußte. — —“ Ebenso mit dem Zeichen der Liebe gestempelt ist das Verhältnis zu Marie Ferré, der Schwester jenes Ferré, der eine so große Rolle in der Kommune gespielt hat. Sie teilte im Gegensatze zu Julie die revolutionären Ansichten Louisens. Aber es muß betont werden, daß sie sie als Weib teilte und immer streng in dieser Rolle blieb. Vielleicht liegt diese Weiblichkeit schon in den Motiven dieser Stellungnahme.

Während der Eroberung der kommunistischen Stadt Paris, durch die Truppen des Orléanistischen Thiers

lag Marie am Typhus krank und wurde von ihrer Mutter gepflegt. Ihrem Bruder, der eine der ersten Stellen in der Selbstverwaltung der Gemeinderepublik eingenommen hatte, war es gelungen, sich zu verbergen. Alle Nachforschungen der Häscher blieben vergebens. Als letztes Auskunftsmittel dringt die Soldateska in die Privatwohnung der beiden Frauen. Da die Mutter auch durch die ärgsten Drohungen nicht dazu zu bringen ist, den Aufenthaltsort des Sohnes zu verraten, stürzt man auf die totkranke Tochter, reißt sie aus dem Bette, um sie an Stelle des Bruders ins Gefängnis zu führen. Da gibt es einen Riß im Gehirn der Mutter. Sie verfällt in ein hitzige Fieber und stirbt endlich im Narrenhause. Sie hat das Geheimnis bewahrt, aber aus einigen abgerissenen Worten, die in ihren von den Sbirren ängstlich belauschten Fieberphantasien ihr entschlüpfen, geht der Aufenthaltsort des Sohnes hervor. Ferré wird gefangen gesetzt und nach einer glänzenden, kurzen, stolzen Verteidigungsrede, die eigentlich nur eine Rechtserklärung ist, erschossen.

Nach solchen Erfahrungen mußte wohl Marie Ferré die Ansichten Louise Michels teilen. Und sie ist denn auch eine begeisterte Anhängerin Louisens und der sozialen Revolution, aber wie gesagt, ohne je aus der Rolle des Weibes herauszufallen.

Sie verfolgt mit stolzer Bewunderung die Laufbahn der männlichen Lebensgefährtin, sie sammelt die Werke, Artikel oder Gedichte, die jene in männlicher Unordnung und Großzügigkeit kaum entworfen, auch wieder verliert; sie sammelt auch die Zeitungsartikel über die Reden der Freundin und den Verlauf der Versammlungen; aber während Louise einen triumphalen Vortragszug durch den Süden hält, bleibt sie häuslich bei der Mutter Michel, die sie pflegt, so lange sie selbst gesund ist.

Louise Michel hat an Marie mit der ganzen Kraft

ihres edlen, liebevollen Herzens gehangen. Mit der ganzen Überschwenglichkeit ihres tiefen, stark germanisch angehauchten Gemüts beklagt sie den Tod der geliebten Freundin in den psalmodischen Sätzen, die ich an die Spitze dieser Abhandlung gestellt habe. Ihr Tod hat ihr alles geraubt und läßt, als auch die Mutter stirbt, wie sie sagt, ihr Herz zu Stein erstarren. Dieser elegische Ton durchzieht die ganzen Memoiren, die nicht lange nach den Todesfällen geschrieben sind. Der große Schmerz, die „große Leere“, die sie nun in und um sich fühlt, liegt wie ein Schatten auf jedem ihrer Worte, und mit dem Mute der Verzweiflung stürzt sie sich nun in den Kampf für das Letzte, was ihr blieb: die Idee des Anarchismus, der ihr die notwendige Vorstufe zu einer freieren, edleren, schöneren, höheren Menschheit scheint.

„Ich glaubte, diesen entsetzlichen Schlag nicht überleben zu können; aber ich hatte noch meine Mutter, — meine Mutter und die Revolution. Jetzt habe ich nunmehr die Revolution.“

In einem Gedichte über Mariens Tod sagt sie: „Jetzt ist es zu Ende. Für immer schläft sie im Dunkel der Erde; sie nahm im Tode unser letztes Lächeln mit. Mein Herz liegt unter ihrem Leichensteine lebendig begraben.“

Dieses Gedicht ist aus dem Jahre 81, die Memoiren aus dem Jahre 85—86. Bei einer so kräftigen Natur, wie Louise Michel hat Zeit und Arbeit auch diese Wunde vernarben lassen. Auch die geliebtesten Toten müssen vor der Wucht der neuen Lebensarbeit weichen. Ihr Andenken wirft wohl auf manchen stillen Augenblick den Schleier seiner Wehmut. Aber das Leben behält recht, es schafft neue Arbeit, (vor allem dem männlichen Charakter!) neue Arbeit, neue Verbindungen, knüpft neue Bande und neue Wechselwirkungen von Mensch zu Mensch; und bald muß auf dem verwaisten Herde ein

neues Feuer flackern. Dies ist der Sinn, das Recht des Lebens: — ist Lebenspflicht.

Auch die letzten 20 Jahre Louise Michels gehörten ihrem rastlosen Wirken, der Propaganda für ihre Ideen. Sie fand für diese Zeit in Charlotte Vauwelle eine treue Gefährtin, die sie auch überall begleitete und Freud und Leid mitteilte. Charlotte folgte denn auch als Leidträgerin dem Sarge der guten Louise, so wie diese einst dem Sarge Mariens gefolgt war.

Die Liebe hat also doch auch noch auf das Ende dieser herben Laufbahn ihren Sonnenstrahl geworfen, ein Lächeln das den harten, steinigen Weg in helleren Farben aufblitzen ließ.

Wenn wir nun die allgemeinen Charaktereigenschaften ins Auge fassen wollen, so sehen wir kaum einen wirklich weiblichen Zug. Überall Männlichkeit, ausgesprochene stärkste Männlichkeit.

In den Kinderspielen zeigt es sich schon. Keine Lieblingspuppe, keine Küchengeräte, kein Mutter- und Hausfrauenspiel, wie bei anderen kleinen Mädchen. Sie ist ein rechter Wildfang und wenn nicht ein Buch oder Großvaters Erzählungen von der ersten Revolution das frühreife kleine Wesen an den Stuhl, in die Stube fesseln, tollt es durch Garten und Ställe oder zieht sich von einem Troß gezähmter Tiere umgeben in die alte Turmstube des Hauses zurück, wo es den Stürmen und Gewittern lauscht und allerhand Bubenstreiche ausheckt: So z. B. alle Taschen mit Kröten und Wasserfröschen anzufüllen und sie unliebsamen Leuten zwischen die Füße zu werfen. Man stelle doch an ein Mädchen, ein echtes Mädchen, das Ansinnen einen Wasserfrosch anzufassen: Louise hat in echter Bubenart alle Taschen davon voll. Oder man sage einem Mädchen, auch einer ganz vernünftigen, erwachsenen Frau zur Dämmerstunde plötzlich:

„Da ist eine Fledermaus!“ — Der Schrei des Entsetzens und der Reflexgriff nach den Haaren wird in den seltensten Fällen ausbleiben. Louise zähmt und züchtet ihre lieben Fledermäuse in ihrem alten Turme und macht ihnen wie den Schwalben Schutzbrettchen, damit der übrige Teil ihrer freiwilligen Menagerie bei Tage den Nacht-tierchen kein Leides zufüge.

Dann sind es wieder, mit dem Cousin Jules, Kletterpartien von Ast zu Ast in den hohen Bäumen, die schließlich in einer wüsten Prügelei enden, weil Jules mit richtigem Instinkt herausgeföhlt hat, daß Louise „une anomalie“ ist, und es ihr sagt.

Eine beliebte Unterhaltung ist auch das Jagdspiel:

„Unsere Spiele waren nicht immer so ernst: Da war z. B. die Hetzjagd. Die Hausschweine stellten die Eber vor, und wir, mit brennenden Besen als Fackeln, galoppierten mit den Hunden hinterdrein und machten dabei einen Hölllärm mit Schäfertuten, die wir Waldhörner nannten. Ein alter Heger hatte uns irgend ein Stück gelehrt, das ein Hallali vorstellte.

Und die Regeln des edlen Waidwerkes mußten streng eingehalten werden bei dieser wilden Hatz. Meist endete es mit dem zwangsweisen Zurücktreiben der Schweine in ihren Stall; manchmal aber auch damit, daß sie in das Wasserloch des Küchengartens plumpsten. Ihr Fett hielt sie wohl über Wasser, aber sie grunzten verzweifelt, bis man sie wieder herauszog, und das war nicht immer leicht. Es mußten Leute mit Stricken dazu geholt werden, die dann auf uns schimpften. Ich genoß ganz besonders den Ruf, „wie ein wildes Fohlen“ zu spielen: — vielleicht stimmte es.“¹⁾

¹⁾ Nos jeux n'étaient pas toujours aussi graves il y avait par exemple la grande chasse, où, les porcs nous servant de sangliers, nous allumions des balais pour servir de flambeaux et

Die ernsteren Unterhaltungen, von denen sie im Beginne dieser Erzählung spricht, waren dramatische Darbietungen. Die Ereignisse von 1793, oder die Verbrennung von Johannes Huß und andere ähnliche Episoden der Geschichte gaben den Vorwurf ab, oder die Dramen Victor Hugos wurden für zwei Darsteller hergerichtet. Die zwei Darsteller sind Louise und Jules natürlich. — Louise spielt darin, wie aus der Natur der Sache schon hervorgeht, selbstverständlich auch, wahrscheinlich vorzugsweise Männerrollen. Bezeichnend ist auch schon die Wahl der Stoffe und ferner der Umstand, daß die Cousine Mathilde nicht als Mitspielerin zugelassen wird: Sie stellt das Publikum vor. Überhaupt entspricht diese Spielkameradschaft mit Jules genau dem Verhalten der Knaben in derselben vorpubischen Lebensperiode: „Vom Mädchen reißt sich stolz der Knabe.“

Auch die weibliche Eitelkeit fehlt ganz. Louise läuft zerrissen herum, wie ein toller Junge, und es macht ihr Freude.

„Meine Mutter war damals eine Blondine mit blauen, freundlichen, sanften Augen und langem, lockigen Haar, so frisch und hübsch, daß ihre Freundinnen lachend behaupteten: „Es ist nicht möglich, daß das häßliche Kind wirklich von Ihnen ist.“ Ich für meine Person, groß, mager, zerzaust, wild und wagemütig wie ich war, sonnen-

nous courions avec les chiens au bruit épouvantable de cornes de berger que nous appelions des trompes de chasse; un vieu garde nous avait appris à sonner je ne sais quoi qu'il appelait l'hallali.

Il paraît que les règles de la vénerie étaient observées dans ces poursuites échevelées qui se terminaient en reconduisant, bon gré, mal gré, les cochons chez eux, et quelquefois, par leur chute dans le trou à l'eau du potager où, la graisse les soutenant, ils faisaient des „oufs“ désespérés, jusqu'à ce qu'on les retirât. Ce n'était pas toujours facile. Des hommes avec des cordes s'en chargeaient en criant après nous. Je passais particulièrement pour jouer „comme un cheval échappé“: — c'était peut-être vrai.

verbrannt und oft mit Rissen und Löchern in den Kleidern, die mit Nadeln zusammengesteckt waren, wurde mir vollständig gerecht und es machte mir Spaß, daß man mich häßlich fand. Meine arme Mutter kränkte sich oft darüber.“

Dieses geringe Verständnis für die weibliche Kleidung ist ihr übrigens geblieben, denn noch als sie in Paris bei M^{me} Vollier Unterlehrerin ist, muß diese als gute Hausmutter Röcke, Blusen und Hüte einkaufen, und für die Toilette Sorge tragen, damit ihre Pensionärin präsentabel aussieht, wie es einem jungen, zwanzigjährigen Mädchen ansteht. Für ihre Männerkleider, in denen sie regelmäßig die Abendvorträge und Versammlungen besucht, sorgt sie allerdings selbst. Das versteht sie augenscheinlich viel besser auch ohne Beirat. So sieht sie denn auch in ihrer Uniform durchaus nicht „verkleidet“ aus, macht darin sogar eher den Eindruck eines ganz erträglich hübschen und hauptsächlich „schneidigen“ jungen Soldaten und braucht sich keinen falschen Schnurrbart anzukleben, um genügend männlich auszusehen. Es mag übrigens im Vorübergehen bemerkt werden, daß sie während der Kummune zwei vollständige, verschiedene Uniformspiele besaß. Sie hat gewiß in ihrem ganzen Leben keinen ähnlichen Aufwand an Frauenkleidung gemacht, denn wenn sie zwei Röcke besaß, verschenkte sie in konsequenter Anwendung ihrer Prinzipien den besseren von beiden sofort.

Wir haben gezeigt, daß sich schon im Kindesalter hauptsächlich oder nur männliche Charaktereigenschaften zeigen. Ehe ich zur Analyse des reiferen Alters übergehe, muß ich wenigstens mit einigen Worten darauf hinweisen, daß mit Eintritt der Pubertät diese Eigenschaften noch besonders scharf sich akzentuieren, und die Differenzierung nach dem Typus „Mann“ immer deutlicher hervortritt. Auffallend ist z. B. der Umschwung in

ihrer Poesie. In der androgynischen Periode sind neben bubenhaften Spottgedichten doch noch stark elegische, sanfte Züge bemerkbar, so in dem Gedichte, das sie an Victor Hugo schickte (und das er auch freundlich beantwortete):

Moi, je suis la blanche colombe ect

Jetzt ist auch hier gleichsam ein seelischer Stimmwechsel vorgegangen; alles tönt nun metallisch, nur mehr von Erz und Kampf und Mannesmut:

Entendez vous tonner l'airain?

Arrière celui qui balance!

Le lâche trahira demain!

Und von nun an sind die stärksten typisch-männlichen Eigenschaften scharf begrenzt und unverkennbar ausgeprägt.

Männlich vor allem ist der Mut und die Kaltblütigkeit in der Todesgefahr. Louise Michel auf der Barrikade hat nichts mehr von einem Weibe an sich. Und sie ist nicht etwa nur da, um anzufeuern und die Männer zum Mute anzuspornen; nein, sie kämpft und schießt mit, ganz wie ein anderer, und tut die schwierigsten Patrouillen- und Ordonanzdienste. Hier fühlt sie sich in ihrem Element. Sie liebt Pulvergeruch und Kanonendonner und die Todesverachtung fließt dergestalt aus ihrer innersten Natur hervor, daß sie wirklich und aufrichtig auf die Gefahr vollständig vergißt. Die weiblichen „Schrecknerven“ fehlen ihr einfach. Das Gesamtschauspiel fesselt sie derart, daß sie an die Kleinigkeit, daß die Bomben, die da durch die Luft fliegen und krachend rund um sie zerplatzen, auch ihr gelten könnten, nicht mehr denkt. Ganz suggestiv wirkt z. B. eine Szene, wo sie mit einem russischen Studenten, der sich der Bewegung angeschlossen, an einer dem feindlichen Feuer ausgesetzten Stelle der Straßenbarrikade ruhig und seelenvergnügt den Nachmittagskaffee schlürft und dabei über Baudelaire diskutiert,

dessen Gedichte der Student in der Tasche herumträgt: in der Hitze der Diskussion gar nicht bemerkend, daß rechts und links die Sprenggeschosse einfallen! Die Kameraden, die sich längst in gedeckte Positionen begeben haben, können das endlich gar nicht mehr mit ansehen und werden grob mit den Beiden. Da ziehen sie sich denn endlich auch zurück, und kaum haben sie es getan, fällt eine Bombe mitten in die stehengobliebene Kaffeetassen ein.

Ein andermal ist eine Katze von dem Kugelregen überrascht worden und miaut verzweifelt an die Wand gedrückt, traut sich aber nicht über die Straße in eine geschützte Ecke. Da durchschreitet Louise, der das Tier Erbarmen einflößt, die gefährliche Zone, trägt die Katze an einen sicheren Ort und ist sehr erstaunt, daß ihre Kameraden über diese Bravour ein großes Geschrei erheben. — Sie erzählt diese Szene ganz schlicht und einfach, ohne jede Renomisterei, und nur um sich von dem Vorwurf zu reinigen, als hätte sie dieser Sentimentalität halber ihre Pflicht vernachlässigt: „Ja, aber ich habe deshalb nicht meine Pflicht vergessen! Ich habe die Katze geholt, aber das ganze hat nicht eine Minute gedauert.“

Diese und ähnliche Szenen geben ihr auch Anlaß, sich über Heroismus auszulassen, den sie absolut nicht gelten lassen will. Ich muß einige dieser Auslassungen hier folgen lassen, um dann eine Bemerkung daran zu knüpfen.

„Dieses steht fest: niemand verdient Lob für seine Handlungsweise, denn er handelt nur so, weil es ihm gefällt; es gibt keinen Heroismus, denn man wird nur mitgerissen von der Größe des Werkes, das man verrichten soll, und man bleibt doch immer unter seiner Aufgabe.“

Man sagt, ich sei tapfer: das kommt einfach daher, daß die Idee und die Szenerie der Gefahr meinen

künstlerischen Sinn fesseln. Die großen Bilder bleiben in meiner Seele haften.“ Hier folgt nun eine lange, künstlerisch vollendete Beschreibung ihrer Überführung nach Satory, wo Tausende fusiliert wurden, und sie demselben Schicksal entgegensah, und doch nur die romantische, traurige, verzweifelte Schönheit dieses nächtlichen Zuges als Erinnerungsbild festhält.

„Da mich nun die Anschauung der Idee so stark fesselt, ist es gar kein Verdienst meinerseits, die Gefahr zu verachten, denn daran denke ich gar nicht. Das Gesamtbild fesselt mich, ich schaue rund und erinnere mich“

Der erste Satz, daß ja schließlich jeder seiner Natur folgt, und daher nichts uns angerechnet werden soll, zeugt von einer tiefen physiologischen Erkenntnis, es ist ja gar nicht unwahrscheinlich, daß im letzten Grunde alle Handlungen, d. h. Bewegungen der belebten Substanz auf Tropismen zurückführbar sind. Wenn sie aber die weiteren Sätze, die Erklärung des Phänomens der Todesverachtung, des persönlichen Mutes, verallgemeinern will, so sind diese Sätze falsch. Falsch für die überwiegende Anzahl der Menschen, falsch wohl auch für den überwiegenden Teil der erprobten, anerkannten Helden. Man halte doch dagegen das herrliche Wort des großen Turenne, der vor jeder Affaire wie Eichenlaub zitterte: „Si tu savais, vieille carcasse où je te mêne, tu tremblerais bien autrement!“

Da liegt doch wirklich Furcht vor, allerdings überwundene Furcht; und das ist es wohl, was vor allem Bewunderung erregt und was man Heroismus nennt. Scheint man doch im allgemeinen diejenigen Handlungen groß, gut, tugendhaft, edel zu nennen, in denen man ein Prädominieren der cerebralen über die peripherischen Impulse wahrnimmt oder wahrzunehmen glaubt. Das Cerebrale ist einmal seit einigen Jahrhunderten unser

Steckenpferd, und seit Aristoteles wenigstens haben es alle Philosophen bis Nietzsche geritten, und auch Nietzsche verwarnte vielleicht das alte Spielzeug unter dem Kopfpolster zu verschämtem Privatgebrauch nach Feierabend. Und vielleicht tuen wir 'unrecht daran Aber das gehört nicht hierher Manchmal läuft eben auch die Feder unseren geheimen Tropismen nach.

Kommen wir zu unserem Ausgangspunkte zurück. Falsch ist jedenfalls die Verallgemeinerung der oben-erwähnten Erklärung. Aber eben diese Falschheit charakterisiert den Satz als eine desto aufrichtigere Selbstbeobachtung. Und wenn der Mut als Naturanlage eine speziell männliche Eigenschaft ist, was wohl niemand bestreitet, so ist diese natürliche Anlage bei Louise Michel doch eben in fast phänomenal starker Weise entwickelt.

So fehlt ihr denn auch sonst jede weibliche Schüchternheit. Auch die heulendsten Volksversammlungen bringen sie nicht einen Augenblick aus der Fassung; ihre mächtige Stimme überklingt den Lärm. Wenn Gegendemonstrationen vorbereitet sind, wenn Schimpfworte und Drohungen laut werden, wüstes Geschrei die Rednerbühne umtobt, schließlich sogar Bänke und Stühle auf die Rednerin geschleudert werden: all' das bringt sie nicht aus der Ruhe; sie sagt, was sie sagen zu müssen glaubt, furchtlos bis zu Ende. Bei einer ähnlichen Gelegenheit beweist sie übrigens eine ganz unweibliche Härte gegen Schmerzempfindungen. Ich hebe einige Sätze aus der Schilderung eines Augenzeugen Rochefort heraus:¹⁾

„. . . . Als einige Wochen später Louise Michel,

¹⁾ Quelques semaines plus tard, comme Louise Michel était à la tribune d'une réunion publique tenue au Havre, un individu nommé Lucas, probablement embauché par les réactionnaires de la ville, tira sur elle deux coups de revolver, qui l'atteignirent à la tête. Une des balles se perdit dans le chapeau, l'autre lui fit derrière l'oreille une blessure assez grave.

gelegentlich einer Volksversammlung in Havre, auf der Rednertribüne stand, feuerte ein gewisser Lucas, wahrscheinlich von den Reaktionären der Stadt hierzu gedungen, zwei Revolverschüsse auf sie ab, die sie am Kopfe trafen. Eine der Kugeln verlor sich in ihrem Hute, die andere brachte ihr eine ziemlich ernste Verwundung hinter dem Ohre bei.

Meine tapfere Freundin ließ voll Heroismus eine erste Operation über sich ergehen. Sie legte sich hin, ohne einen Klagelaut, den Kopf auf ein Tuch gestützt, während die sogleich herzuggerufenen Ärzte die Wunden sondierten und durchsuchten.

Obgleich man das Kratzen des Stahles an dem Knochen hörte, stieß Louise nicht einen Schrei aus und erzählte ruhig weiter von ihrer Cousine, die sie in Paris erwarte, und von ihren Tieren, die sie eingesperrt hätte

Ma courageuse amie supporta héroïquement une première opération. Elle se coucha sans pousser une plainte, la tête appuyée sur une serviette, tandis que les docteurs immédiatement appelés sondaient et exploraient les blessures.

Bien qu'on entendit le grincement de l'acier sur l'os, Louise ne poussa pas un cri, et continua à causer tranquillement de sa cousine qui l'attendait à Paris et de ses bêtes qu'elle avait enfermées et qui ne recouvreraient la liberté qu'à son retour. Quand à l'assassin, elle refusa de déposer une plainte contre lui et se contenta de dire: «Qu'on le laisse aller, c'est un malheureux fou . . .» Puis, malgré la fièvre qui la dévorait, elle reprit le train pour Paris, et je reçus, en réponse à une dépêche, la lettre suivante:

23 Janvier 1888.

Mon cher ami.

Je suis bien heureuse que vous me témoigniez tant d'amitié. Je vais bien. J'irai demain pour l'extraction de la balle chez Labbé.

Je suis bien, très bien.

Je vous embrasse de tout cœur.

Louise Michel.

und die erst bei ihrer Heimkehr befreit würden. Was den Attentäter anbelangt, so weigerte sie sich hartnäckig, gegen ihn die Anklage zu erheben und sagte nur: „Man soll ihn laufen lassen, es ist ein unglücklicher Narr.“ Dann nahm sie, trotz des aufreibenden Fiebers, den Zug nach Paris, und ich erhielt als Antwort auf ein Telegramm folgenden Brief von ihr:

23. Jänner 1888.

Mein lieber Freund!

Ich bin sehr glücklich zu sehen, daß Sie mir so viel Freundschaft entgegenbringen.

Es geht mir gut. Morgen gehe ich zu Labbé um mir die Kugel herausziehen zu lassen.

Es geht mir schon ganz, ganz gut.

Ich umarme Sie herzlichst

Louise Michel.“

Männlich ist endlich an Louise Michel ihr so ungeheuer stark entwickeltes Pflichtgefühl, das immer über alle anderen, sentimental Elemente den Sieg davonträgt. Wenn sie einmal etwas als ihre Pflicht erkannt hat, dann geht sie auch gerade durch auf dieses Ziel los, und wenn darüber alles andere zusammenbricht, und wenn das Herz auch blutet. Ihrer erkannten Pflicht opfert sie unbedenklich den eigenen Wohlstand, die eigenen Neigungen, selbst die Mutter, obwohl sie diese doch über alles liebt. Sie fühlt eben wie ein Mann ihre Pflicht, ihre abstrakt erkannte Pflicht, als wichtiger denn alles übrige Persönliche. Und dies führt sie denn, vor nichts zurückschwendend, konsequent bis zuletzt durch, mit einer geradezu verblüffenden Logik. Und auch diese so stark betonte Logik ist wieder männlich. Männlich ist auch wieder dieser so stark ausgeprägte Zug, sich aller Schwachen anzunehmen, stets kampfbereit zuzuspringen, wo ihr jemand des Schutzes bedürftig zu sein scheint,

und stets gerne ritterlich Hilfe zu leisten. Männlich ist die ganze Großzügigkeit und Tiefe ihrer sozialen Leidenschaft, die dabei jedes kleinen persönlichen Rachegefühls entbehrt, wie unter anderem ihr Benehmen gegen den obenerwähnten Attentäter beweist.

Männlich vor allem ist ihr trotziges Gehaben ihren Richtern gegenüber; dieses starre, zähe Festhalten an ihren Ideen, dieser unbeugsame Stolz, bis zum letzten, der stets nur nach Gerechtigkeit verlangt und Gnade verachtet. Männlich ist vielleicht auch ihre unglaubliche Kitzlichkeit im Ehrenpunkte. Männlich sind schließlich alle möglichen Kleinigkeiten, so zum Beispiel ihre rührende Unwirtschaftlichkeit, diese „Schlamperei“ im Haushalt, die uns an allen Ecken und Enden ihres Lebens aufstoßen, männlich dieses burschikose Bohèmeleben, — oder gelegentliche Gewalttätigkeit, die um so mehr als der spontane Ausfluß ihrer innersten Mannnatur erscheint, als sie sie später von anderen Gesichtspunkten aus bereut. Ein Beispiel davon, um die Aufzählung männlicher Charaktereigenschaften damit zu beschließen.

„Lange Zeit (während der ersten Untersuchungshaft) war es mir nicht gestattet, meine Mutter zu sehen, die oft von Montmartre aus herkam, ohne mich sprechen zu dürfen.

Eines Tages steckte mir die arme Frau eine Flasche Kaffee zu und wurde deshalb hart zurückgestoßen. Ich aber warf die Flasche dem Gendarmen, der sie zurückgestoßen hatte, an den Kopf.

Als mir ein Offizier darüber Vorwürfe machte, sagte ich ihm, was ich an dem Vorfalle bereue, sei nur, mich an einem untergeordneten Werkzeuge vergriffen zu haben, statt die zu treffen, welche die Befehle gäben.“

Sie scheut also nicht vor dem Gestus der Gewalttat zurück, wie das Weib fast immer tut. So spricht sie

von einem geplanten Attentat auf Napoleon III.: Sie zitiert anfangs die Hugoschen Verse:

Harmodius c'est l'heure!

Tu peux frapper cet homme avec tranquillité.

Harmodius die Stunde schlug!

Du kannst den Mann mit ruhigem Gewissen töten.

„So hätte ich es getan, denn der Tod dieses einzigen hätte Millionen das Leben gerettet.“¹⁾

Jemand hatte mir eine Eintrittskarte versprochen (denn von ihm hätte ich keine Audienz verlangt, nicht einmal um ihn zu töten).

Die versprochene Karte erhielt ich erst, als Bonaparte schon fort war, nämlich als er sich auf seinen Kriegsschauplatz begab.

Ja, damals hätte uns der Tod Bonapartes Sedan erspart. Aber man wartet immer lieber die Massenmorde ab, man wartet lieber die Vernichtung eines ganzen Volkes ab, ehe man Hand anlegt an die großen Hochstapler.“

Wir wollen uns nun zu den speziell männlichen Talenten wenden. Hier muß wohl das musikalische Talent an die Spitze gestellt werden, und zwar besonders das Kompositionstalent, denn dieses scheint wirklich ausschließlich männlich zu sein. Wir kennen keine einzige bedeutende Komponistin großer Musik — ausgenommen Franziska Holmés, die große französisch-skandinavische Tondichterin, über die mir zwar momentan keine näheren Daten zur Verfügung stehen, deren Gesichtszüge, aber soviel ich aus

¹⁾ Ainsi je l'eusse fait, car cet homme de moins, il y avait des millions d'hommes d'épargnés. Quelqu'un m'avait promis une entrée (car même à lui, je n'eusse point demandé audience pour le tuer).

L'entrée qu'on m'avait promise, on me la donna quand Bonaparte n'était plus là, quand il partit pour sa guerre.

Oui, à cette époque, on eût évité Sedan si Bonaparte fût mort, mais on a la coutume d'attendre l'anéantissement d'une multitude, on attendrait volontiers celle d'un peuple pour arrêter les grands escarpes.

Photographien ersah, auch stark ins Männliche schlugen. Louise Michel zeigt von Jugend auf ein ausgeprägtes musikalisches Talent, allen ihren Stimmungen liegen starke musikalische Unterempfindungen zugrunde; sie versteht große Musik; ja, und dies ist zu betonen, schon in den 80er Jahren, wo in Frankreich Wagner noch ganz verfehmt war, und vor allem wirklich gar nicht verstanden, musikalisch nicht begriffen wurde, versteht sie diese Musik und schwärmt nicht nur für den Holländer und Lohengrin, nein, für die Trilogie! Aber dies soll nicht als speziell männlich vindiziert werden, sondern nur das kompositorische Talent, das mir und anderen wohl auch als fast ausschließlich männlich erscheint. Dieses Talent ist bei ihr sehr stark entwickelt und zwar komponiert sie nicht etwa leichte Tänze oder kleine, graziöse Liedchen, nein, sehr große, ernste, sinnlich und gedanklich vertiefte Musik mit großem Instrumentationsaufwand und motivischen Durchführungen, so originell neu und eigenartig, daß die Aufführung fraglich, das Durchdringen in einer Zeit, die trotz des großen Namens, den Wagner damals schon hatte, die Trilogie ablehnte, unmöglich erscheint. Deshalb, aus keinem anderen Grunde, amputiert sie denn auch mit ganz männlicher Entschlossenheit dieses Talent, um sich möglicheren, zweckdienlicheren, größeren Aufgaben desto ungeteilter zu widmen.

Eine stark männliche Geistesrichtung scheint wohl auch ihr Talent für Mathematik zu verraten und ihre Passion für diese Wissenschaft, die sie, schon erwachsen, als Unterlehrerin ohne Anleitung sich vollständig aneignet. Ebenso ihr Drang nach naturwissenschaftlicher Ausbildung. Schon als Kind hatte sie ein Laboratorium in ihrem Eulenturme. Später vertiefte sie unter den denkbar ungünstigsten Umständen dieses erste Studium und gelangte zu einer ganz umfassenden Kenntnis der Naturwissenschaften. Die Gründlichkeit ihres Wissens steht

in erfreulichem Gegensatz zu der Oberflächlichkeit so mancher Berufsgelehrter ihrer Nation in dieser Epoche. So hat sie z. B. schon in Neukaledonien, also Mitte der siebziger Jahre, an Pflanzen Experimente von Serum-injektionen gemacht!

Hauptsächlich männlich ist doch wohl auch das so stark ausgeprägte Interesse für Politik und öffentliches Leben; besonders in dieser extremen Form, wie es bei ihr hervortritt, daß sie sich so verpflichtet und berufen fühlt, selbst in die Ereignisse einzugreifen, daß sie fühlt: ich gehöre nicht mir, sondern der Nation. Das echte Weib, wenn es sich überhaupt für politische oder soweit hinausreichende soziologische Probleme interessiert, fühlt sich doch meistens höchstens dazu berufen, in kleinem Kreise zu wirken und den sanfteren, ihrem Geschlechte gemäßerem Einfluß liebenswürdiger, kokettierender Überredung geltend zu machen und im übrigen die Ereignisse von der stilleren Warte des Familienlebens zu betrachten. Louise Michel empfindet als erste Pflicht die politische, soziale Betätigung, und dieser Pflicht stellt sie mit strenger Logik, oft mit blutiger Selbstgrausamkeit, alles andere unter. Sie gehört der vielgeliebten Mutter, der Familie nur insoweit, als die Gesamtheit sie nicht in Anspruch nimmt. Dieser Idee opfert sie Stellung und Familie, eigenen Wohlstand, alle Passionen, selbst ihre künstlerischen Talente, soweit sie ihr hinderlich sein könnten.

Als männlich kraftvoll erscheint schließlich der Einfluß auf die Massen, dieser trotz ihrer unindividualistischen, gegen alle Aristokratien, Monopole und Tyranneien gerichteten Theorie so stark hervortretende, dominierende Zug, diese natürliche Führerschaft, dieses selbstverständliche sich an die Spitze stellen und Mitreißen der Massen, diese suggestive Kraft, der sich alle willig unterordnen und anvertrauen; der Wille, der, ohne zu befehlen selbstverständlichen Gehorsam findet.

Es würde zu weit führen, noch weitere Details herauszusuchen, noch hundert Eigenschaften zu beleuchten, und Anekdoten zu erzählen. Zusammenfassend können wir nun wohl behaupten, daß auch die Charaktereigenschaften und Talente in ihrer Gesamtheit einen stark männlichen Eindruck machen. Ich muß sagen, daß ich an der ganzen Louise Michel nur einen einzigen, tief eingewurzelten Charakterzug gefunden habe, den vielleicht einige als besonders weiblich bezeichnen würden: es ist dies ihre Tierliebe. Wenn dies nun ein besonders bezeichnender weiblicher Zug sein soll, so kann ich doch nicht umhin, darauf hinzuweisen, daß sie diesen Zug ganz bestimmt — von ihrem Großvater ererbt hat. Also von einem männlichen Aszendenten, bei dem diese weibliche Eigenschaft sehr stark betont war. Und weil wir gerade von Hereditäten sprechen, sei mir auch noch gestattet, darauf hinzuweisen, daß Louise Michel überhaupt wenigstens mütterlicherseits aus einer Sonderlingsfamilie stammt. Man bedenke, daß es sich um eine ganz einfache, kleine Bauernfamilie handelt, die ihren Weinberg selbst bebauen muß. Da hat schon ein Urgroßvater die seltsame Idee gehabt, in einer Auktion um einen Pappenstiel eine Bibliothek zu kaufen. Drei Onkel sind Sonderlinge, der eine ist Bauer und Geograph, ein anderer Müller und Erfinder. Der Großvater ist Bauer und Voltairianer, und schreibt dabei sein Tagebuch in Versen, die noch dazu gar nicht schlecht sind. Endlich hat eine Schwester ihrer Mutter ausgesprochen männlichen Typus, ging früh ins Kloster, das sie aber aus Gesundheitsrücksichten verlassen mußte, und litt ihr ganzes Leben an religiösem Fanatismus. Vielleicht sind auch diese Feststellungen von einigem Interesse, da das Auftreten von absonderlichen Charakteren (ohne Geistesstörung) ein Stigma der uranischen Familie sein soll.

Es erübrigt mir, zur Vollendung dieses Charakter-

bildes noch kurz zu untersuchen, ob an Louise Michel auch speziell uranische Eigentümlichkeiten zu bemerken sind. Es ist dies ein sehr schwieriger Punkt, da ja die Forschungen über den Uranismus überhaupt noch in den Anfängen sind und daher noch manches schwankend ist. Es soll daher auch nicht behauptet werden, daß das Vorhandensein einer der nachfolgenden Eigenschaften oder Neigungen gleich zu Schlüssen auf Uranismus bei dem Träger derselben berechtigt. Durchaus nicht. Es sind dies nur Neigungen, die bei einer überwiegenden Anzahl von Uraniern als besonders stark hervortretend beobachtet wurden.

Ein solcher Zug, den Louise Michel mit den meisten Uranicern teilt, ist z. B. die Vorliebe für Skulptur, er tritt mit besonderer Stärke hervor; wenn sie die höchste Schönheit, den höchsten Kunstgenuß ausdrücken will, spricht sie von Wagnerischer Musik oder — von einer Marmorstatue.

Ein weiterer ist die Jugendlichkeit des Gemütes. Dies ist wohl auch unbestreitbar für fast alle Uranier charakteristisch. So war auch Louise Michel nie altjungferlich, fühlte sich immer wie 16 Jahre, trotz ihres tiefen Lebensernstes und bewahrte sich stets „ein junges Herz“.

Auch die Ruhelosigkeit und der Wandertrieb, dieses „fliegende Holländer“-artige Wesen scheint fast allgemein uranisch zu sein und auch diese Eigenschaft teilt Louise Michel.

Damit hängt vielleicht auch die so vielen Uraniern eigentümliche Vorliebe für die Marine zusammen. Ihre Sehnsucht geht in die Ferne; das große Meer spricht zu ihrem weltfremden und doch weltliebenden, weltüberschauenden Sinne. Vielleicht auch, daß in ihnen, die das Ende einer einst im Meere erwachten Lebensreihe darstellen, wie eine Urerinnerung auftaucht an die Mutter alles Lebens. Und diese Erinnerung wird in ihnen schärfer und deutlicher, als in allen anderen, weil jene die Fackel noch weiter geben sollen, während sie die letzten sind vor

der großen Nacht, und daher auf den Anfang zurückzuschauen, der ersten Morgenröte sich ahnend erinnern.

So träumte Louise Michel schon als Kind von Meer und Schiffen, obwohl sie nie das Meer gesehen hatte, und ihr Großvater schnitzte ihr Schiffe als erstes Spielzeug. Ich lasse hier die Verse folgen, die diese Jugendspiele schildern und die seltsame Schicksalsahnung, die in ihren Fregatenträumen zu liegen schien.¹⁾

Als erstes Spielzeug schnitzte er mir Schiffe.
Die schönen Schiffe! richtig eingedeckt,
Mit Mast und Rah', und voller Takelage.
Im Rinnstein ließen wir die Flotte schwimmen
Zwischen den Wasserfröschen, die dort hausten.
Und manchmal sprang ein solcher brauner Fahrgast
Jäh auf das Deck. — Dort bei den Bienenstöcken
Dort bei der alten trauten Ulme war's. . . .
Dort wo die blonden Köpfe der Reseden
Sich unter Zweigen roter Rosen wiegten.

O wie oft sah am Abend weiße Segel
Mein Kindertraum auf blauen Fluten gleiten!
Eins kam stets wieder. Wie ein weißer Vogel,
Allein und einsam unter tausend Sternen
Verschwand es winkend in der weiten Nacht.
Und als ich dann von seinem Flug erzählte,
Dem stolzen Mastenwald, den vollen Segeln,
Sagte Großvater: Ja! wir bauen dir
Dein Schiff aus Eichenholz — es wird sehr schön sein.
. . . Eine Fregatte ist's.

Die Fregatte hieß La Virginie und brachte Louise Michel nach Neukaledonien.

So werden oft Kinderträume erfüllt.

¹⁾ Pour mes premiers jouets il me fit des bateaux,
De beaux bateaux pontés ayant haubans et lunes
Et dans la pierre ronde on les mettait à flots,
A travers les crapauds monstres aux teintes brunes
Qui sur les ponts parfois faisaient d'énormes Conds.
C'était pres du vieil orme et des ruches d'abeilles.
Des roses de Provins aux pétales vermeilles
Étendaient leurs rameaux sur les résédas blonds.

Vor allem aber ist eine Eigenschaft, zwar gewiß nicht ein uranisches Monopol, aber, und diesmal kann man ganz apodiktisch sprechen, bei allen Edeluraniern in besonders starkem Maße entwickelt: das ist diese große, weite Humanität, diese aufopfernde, tatkräftige, kämpfende Menschheitsliebe. Der Uranier, seiner Natur nach von dem Geschäfte der Arterhaltung durch Kindererzeugung entfernt (wenn auch nicht immer absolut ausgeschlossen), fühlt sich destomehr als Glied der Gesamtmenschheit, als er schon durch sein Geschlecht außerhalb der engeren Familie steht; er fühlt sich auch als soziales Wesen destomehr verpflichtet und innerlichst gedrungen, mit seiner großen, umfassenden Liebe der Menschheit zu dienen, ihr an Stelle von Kindern soziale Arbeit, große Ideen zu schenken. So war denn Louise Michel eine große Menschheitslieberin, sie hat ihre ganze Person, ihr ganzes, umfassendes Wissen, ihre großen, schriftstellerischen Gaben¹⁾, ihre ungeheure

Oh! combien tout enfant j'ai vu de blanches voiles
S'en aller sur les flots dans mes rêves le soir.
J'en voyais un toujours, qui seul sous les étoiles
Semblait un grand oiseau blanc à l'horizon noir.
Comme je la peignais avec sa vive allure,
Et la fière forêt de sa haute mature,
Mon grand-père me dit: Nous ferons ton bateau
Avec du cœur de chêne et ce sera très beau.
Car c'est une frégate. . . .

¹⁾ Da es nicht möglich ist, Louise Michel als Schriftstellerin zu würdigen, ohne sehr genau auf ihren Anarchismus einzugehen, solche Diskussionen aber aus dem Rahmen dieses Jahrbuches herausfallen würden, habe ich mich einer Betrachtung dieser ihrer Eigenschaften enthalten, sowie ich mich auch darauf beschränkte, nur wenige Andeutungen über ihre anarchistische und revolutionäre Propaganda zu machen. Es sei hier also nur soviel gesagt, daß auch die Schriftstellerin Louise Michel eine sehr bedeutende, sehr charakteristische, eigenartige, hochinteressante Persönlichkeit ist. Ihr bilderreicher, kräftiger, voller Stil ist erfrischend, anmutend. Es liegt in ihm die große Sehnsucht nach neuen Sonnenaufgängen.

Willenskraft, ihre ganze Arbeit, ihr ganzes Wesen in den Dienst dieser Idee gestellt.

Man kann über die objektive Richtigkeit ihrer Anschauungen streiten, es ist auch hier nicht der Ort, meine Ansicht darüber auszusprechen, eines ist sicher, daß sie subjektiv nur aus den höchsten, reinsten, edelsten, uneigennützigsten Motiven heraus gehandelt hat, daß sie eine Märtyrerin des Menschheitsgedankens geworden ist, daß sie sich ganz dieser Idee hingeeben hat und der von ihr erschauten Morgenröte ihr eigenes, blutendes, zuckendes Menschenherz als erstes Brandopfer dargebracht hat.

IV.

Ein seltsam heterogener Umzug lockte in diesem „Jahre des Heils“ 1905 die schaulustige Menge in die fahle Februarsonne der Marseiller Straßen. Ein seltsamer Umzug: Faschingsscherz oder Leichenzug? Es war ein wenig von beiden darin. Über den Karnevalesken lag

Er hat stellenweise die große Schönheit der Cyklonen von Neukaledonien und auch wieder die sinnige Lieblichkeit der nordfranzösischen und deutschen Wälder. Er ist immer prägnant und bezeichnend, immer der notwendige Ausdruck einer durchaus starken, mächtigen Persönlichkeit. Er hat, von einer naturhistorischen Weltanschauung getragen, Ausblicke die wie mächtige Prophetenworte klingen. Louise Michel hat sehr viele Manuskripte in den Stürmen ihres Lebens verloren und geopfert, andere sind in der ungeheuer großen Broschüren-, Revuen- und Zeitungsliteratur des kollektivistischen Anarchismus verstreut, dem sie angehörte. Hier seien nur die Titel einiger in Buchform erschienenen Hauptwerke genannt: „Memoires“; „La Commune“. Dann die Hauptromane: „Les Microbes humains“; „Les Claquedent“; „Le Monde Nouveau“; „La Misère“; „La Fille du peuple“; „Le Coq rouge“ (Drama); „Le Bâtard imperial“; „Legendes canaques“; „Contes et legendes pour les enfants“; „Les Océaniennes“; auch einige Broschüren seien genannt: „Les Crimes“; „L'époque“; „l'ère nouvelle“ und viele andere. Ein Drama „Nadine“ wurde mit großem Erfolge unter den Initialen L. M. aufgeführt, hat ihr aber übrigens nie einen Centime Tantièmes gebracht.

wie ein verwehter Trauerflor; aus der Tragik grinste wie eine Satyrmaske. Kein Trauermarsch, keine Bakchischen Chöre, aber gelbe Immortellenkränze und rote, wehende Tücher und schreiende Rosettenverkäufer und Bilderkolporteurs; keine Faschingspuppe, aber ein wirklicher, trauriger, knarrender alter Leichenwagen mit einem echten Sarge, dem hölzernen, rohgezimmerten Armensarge, und einem echten Leichnam darin: dem Leichnam der Louise Michel. Louise Michel, „la vierge rouge“, „die rote Jungfrau“, das arme, gute, alte, neufromme Kind, ist hier, eines langen, mühevollen, dornenreichen Kreuzweges müde, gestorben, in einem kleinen, düsteren Wirtshaus, fast auf der Straße; denn diese Erträumerin einer neuen Menschheit, einer neuen, besseren Zeit, teilte das Schicksal aller großen Menschheitslieber: sie hatte kaum einen Platz, wo sie ihr Haupt zur Ruhe betten konnte.

Für jeden, der hier Augen hatte zu sehen und Ohren zu hören, ging eine unbeschreibliche, unglaublich tiefe Rührung von dieser ärmlichen Bahre aus. Aus der unbedenklichen Einmütigkeit, mit der sich in einem Augenblicke, wie auf ein gegebenes Zeichen, alle Häupter entblößten, und manche Frauen sich gewohnheitsmäßig bekreuzten, vor diesem Leichenwagen ohne Priester und ohne Kreuz, wehte wie ein Hauch der Mittelalterlichen — und ewigen Ehrfurcht der Masse vor der Willenskraft und dem hohen Mute der Einzelnen, der großen starken Bekenner; jener, die diese selbe Masse gekreuzigt, verbrannt oder geköpft hat, und die sie später vielleicht bereuend zu ihrem Gott, ihrem Heiligen, ihrem Heros erhebt.

Vor der Gastwirtschaft, wo sie gestorben, ist es um 3 Uhr nicht mehr möglich sich durch die dichte Menge hindurchzudrängen. Endlose Reihen von Trambahnwagen stauen sich einerseits bis zur Eisenbahnstation, andererseits bis zum Obeliskenbrunnen der Place Castellane und

selbst die Cannebière hinauf und hinunter. Denn es ist kein Ordnungsdienst vorgesehen. Es ist überhaupt nichts vorgesehen. Diese Menschenmenge repräsentiert vorläufig nur eine spontane Kundgebung der Neugier. Auch die sozialistischen, Freidenker- und Arbeitervereine haben sich bis zum Morgen des Begräbnistages herumgestritten, ob, wann und wie demonstriert werden sollte. Schließlich hat man sich so gut es ging geeinigt und es wird demonstriert werden; irgendwie. Louise Michel ist zu plötzlich gestorben, mitten in der Arbeit einer Tournee in Südfrankreich, auf der sie den Menschen Friede und Liebe predigte. Sie ist zu plötzlich gestorben; die Possen sind nicht einstudiert, die Phrasen sind nicht ausgefeilt. Schleierlos wird die überraschte Menschheit vor der Frage dieses Sarges defilieren.

Ich habe mich in freiere Straßen durchgedrängt, um auf der Plaine St. Michael, wo er vorbeikommen muß, den Zug zu erwarten. Ich mußte lange warten; denn sie haben die arme Tote durch die halbe Stadt geschleppt, um zu demonstrieren. Wofür? wogegen? Für irgendein kleines Interesse. Wer kann das wissen! Wieviele von all' den Gaffern und „Figuranten“ und „Mitläufern“ wußten denn überhaupt noch, wer Louise Michel wirklich war, was sie wirklich getan, wirklich gewollt und wirklich gelitten hat? Ihr eigenes Wort über die Gaffern kam mir da in den Sinn: „diese frohe Menge am Trauertage ist nicht das Volk. Es sind dieselben, die man bei Hinrichtungen sieht, und die nie zu finden sind, wenn es gilt, Pflastersteine aufzureißen.“

Allmählich hat sich der große Platz, dessen breites Rechteck von einer doppelten, jetzt noch blattlosen Platanenallee umsäumt ist, mit Menschengruppen aller Art belebt. Die Balkone sind zum Einbrechen überfüllt, wie gelegentlich des Feuerwerkes, das am 14. Juli hier abgebrannt wird. Ein Schauspiel ist ein anderes wert. Die Terrassen der Bars und Cafés sind überfüllt. Denn

getrunken wird hier immer und überall, bei jeder Gelegenheit. Oder vielmehr alles ist Gelegenheit zum Trunk, und wo es in Marseille nicht nach Fisch, Weihrauch oder Seife riecht, da riecht es nach Absynth.

Nun geht eine Bewegung durch die Wartenden: die Vorläufer des Zuges brechen aus einer der Gassen, die hier heraufführen. Ein Schwarm von zerlumpten Burschen, roh, schreiig, halb betrunken, jener Klasse von „Nervis“ angehörig, die die Plage der Stadt ist, die arbeitslos, von allen unennbaren Gewerben lebt, stiehlt und einbricht, bei allen Gelegenheiten raubt und plündert, jöhlt und tobt, und der ruhigen arbeitenden Bevölkerung das Leben in dieser Stadt manchmal fast unmöglich macht.

Die Gruppen rennen, rufen und pfeifen, um einander nicht zu verlieren, und verschwinden schließlich hinter einer Staubwolke in der Richtung des Friedhofes. Sie eilen voraus, um die besten Plätze zu ergattern. Sie werden im allgemeinen Durcheinander Unfug treiben, im Gedränge anrempeln, stoßen und stehlen, und schließlich wie Harpyen oder böse Nachtvögel auf die Marmordächer der Grabstätten klettern, um von dort zu erspähen, was Übles zu tun ist.

Neue Schwärme folgen nach, dichter und dichter mit Rotten kreischender Weiber vermischt. Eine lärmende, hastende, unsaubere Menschenwelle, die vor dem Zuge herläuft. Dann endlich im langsameren Tempo die ersten Korporationen, aber auch sie umwimmelt, umtanzt, umwirbelt von einer drängenden, gaffenden, eifrigen, geschäftigen Volksmenge, die in die Gruppen eindringt, die Vereine zerreißt und noch mehr Verwirrung in den ohnedies schon ordnungslosen improvisierten Aufzug bringt. Lange, lange zieht dieser Strom vorüber. Dort und da taucht ein Fahnenträger, mit einer roten Masche im Knopfloch, aus der Masse von Köpfen auf, die wie auf einem dunklen, ungegliederten, fließenden Elemente vor-

wärts zu schwimmen scheinen, dort und da ein runder, gelber Immortellenkranz mit roter Schleife, wie ein in die Flut geworfener Rettungsring, der bald aufblitzt über den Wellen, bald verschwindet, wenn ihn eine greifende Hand erhascht. Mehr Vereine, mehr Fahnenträger, mehr gelbe Kranzringe und rote Schleifen; auch eine kleine schwarze Fahne erregt Aufsehen. Dann die Frauenvereine. Sie tragen die „poêles“, die großen, heute meist roten Bahrtücher, die jeder Verein für ähnliche Gelegenheiten bereit hat. Jede will mittragen, jede wenigstens einen Zipfel des Tuches halten, um ihre Mitzugehörigkeit zu unterstreichen, und jede will sich zeigen, will gesehen werden, für sich Reklame machen. Sie balgen sich fast um die Fransen des Tuches, von den herumdrängenden „Nervis“ ermuntert, geneckt und mit sarkastischen, zwei- und eindeutigen Bemerkungen überschüttet. Einige ärgern sich und Schimpfworte fliegen hin und her. Vielen macht es Spaß, sie antworten mit Blicken, Zeichen und Worten . . . vielleicht für heute Abend.

Dahinter wieder gemischtes fahnenloses Volk aller Art, das sich hier offenbar in eine Lücke eingeschoben.

Und endlich, merkwürdig abstechend, eine Gruppe eleganter Herren in schwarzen Überröcken, Handschuhen und beflorten Cylindern: — die hohe Politik, die sich auf die unteren Volksschichten stützt. Die Persönlichkeiten —: ein gutes hartes Sprungbrett ist ihnen das hungergehärtete, leicht aufschnellende „Proletariat“. — Aber gleich dahinter, knapp vor den Pferden, manchmal neben dem Sarge, manchmal zwischen den Persönlichkeiten, eine seltsame, schwankende Gestalt, wie einer der nicht weiß, wohin er geht, noch woher er kommt. Ein betrunkenener, schmutziger, zerfetzter, alter Lumpensammler. Mit seinem Sack über der Schulter und seinem „Stirhacken“ in der Hand. Nein, es ist keine Verkleidung. Er ist echt, ganz echt, sogar waschecht. Die eleganten

Herren sind peinlich berührt und ziehen die Rockschöße an sich, wenn er vorbeistreift, aber es ist nichts anzufangen, er will keine Vernunft annehmen, man muß ihn gewähren lassen. Er ist offenbar einer von jenen, die in einem gewissen Stadium eine fixe Idee fassen, von der sie nicht für ein Schloß abweichen würden; und so umtaumelt der unbewußt symbolische Lumpensammler die Gruppe der Cylinder, die mageren Gäule, den Leichenwagen mit dem Armensarge. Ein paar einfache schwarzgekleidete Frauen, deren eine, von den beiden anderen gestützt, nur mühsam vorwärts zu schreiten scheint, werden einen Augenblick sichtbar, aber sie verschwinden gleich wieder in der nachdrängenden, mitflutenden, vorauseilenden Menge. Und daneben heulen die Verkäufer: „Das Bild der Louise Michel mit Biographie 2 sous! — 2 sous die roten Kokarden!“

Der Friedhof St. Pierre ist ziemlich weit vom Zentrum der Stadt entfernt und die Tage sind noch kurz. Als der Zug an Ort und Stelle ankam, war es dunkel. Im Torweg wurde der Sarg fast umgeworfen von den drängenden Menschen, die sich an den Wagen hängten, um gleichzeitig mit durchzukommen, denn man erwartete Reden und wollte Persönlichkeiten sehen.

Der Sarg wurde vor dem Depositorium niedergesetzt, denn man wußte noch nicht, wie und wo man die plötzlich Verstorbene definitiv bestatten würde: Louise Michel war arm wie eine Kirchenmaus. Mittlerweile ist sie auf Kosten der Partei nach Paris überführt und dortselbst beigesetzt worden.

Eine eigentümlich traurige, fast grauenhaft phantastische Stimmung liegt in dieser Friedhofsszene in der Dämmerung vor dem Depositorium. Ein Blatt, das in den Klingerschen Totentänzen fehlt. Dieser arme Holz-sarg, wie eine Warenkiste auf der Erde vor dem schwarzen Tore, das Profil der Cypressen und Magnolien, dunkel

gegen den dämmernden Abendhimmel. Die eckigen, hohen, weißen Marmorgräber, die aus der einförmig blaugrauen, verschwimmenden Vegetation hervordämmern. Und über all dem, dichtgedrängt auf allen Wegen, in allen Bäumen, auf allen Mausoleen, bis auf die Dächer der Grabkapellen und Erinnerungstempel, undeutliche, schwarze, zuckende, geisterhafte, schemenhafte Gestalten: Die Menge! Die Menge, die nun endlich schweigt, als ob eine unsichtbare, gebieterische, kalte Hand sich jedem von rückwärts auf den Mund gelegt hätte.

Nun flammt das gelbe Licht einiger flackernder Kerzen auf. Ein Männerkopf wird in dem Scheine erkennbar.

Der Redner. Es ist einer von jenen, die mit der Sache des Proletariats, der Sache der Toten dort, politische Karriere machen, die gegen den billigen Check einiger kommunistischer oder kollektivistischer Redensarten teure Zinshäuser eintauschen. Er wird sprechen. Man horcht. Aber, ich habe es ja schon gesagt: der Tod ist zu plötzlich gekommen, die Posen sind nicht einstudiert, die Phrasen sind nicht ausgefeilt. Und der Redner spricht undeutlich, um nicht verstanden zu werden. Aber reden muß er, das ist er seiner Karriere, seinem Vermögen schuldig. Er spricht undeutlich, er stockt . . . und um sich aus der Verlegenheit zu helfen, beginnt er, gerührt zu schluchzen. Anfangs schlecht und mühsam, dann leichter und besser. Schließlich noch ein paar Sätze, in denen man nur den Namen der Toten versteht, — und Schluß. O, die soziale Komödie dieser Leute! Die dumme, alberne Komödie! Im Wahlsaal ist sie nur lächerlich. Auf der Stätte des Todes wird sie häßlich, abstoßend, widerlich, gemein.

Ein paar schüchterne „Bravo“ und Applausversuche werden laut, aber gleich von dem geschmackvolleren Teile des Umstandes niedergezischt: die kalte Hand! und schweigend oder flüsternd verfließt die Menge. Während

der schönen Rede ist übrigens die schwere, goldene Kette des Sozialpolitikers samt dem daran hängenden goldenen, kostbaren Chronometer in eine fremde, wahrscheinlich weniger reiche Tasche gewandert. Das ist ein Schlußwort für eine Farce. — Und alle die Geschäftigen, hoch und nieder, gehen heim. — Arme Louise Michel! verkannt, ausgenützt und ausgebeutet bis zum Schluß.

Ausgebeutet von falschen Bettlern, sie, die mit jedem Armen ihr karges Brot teilte, ausgenützt von den Ambitionen ihrer „Partei“ als sie 1880 aus dem Exil zurückkam nach der Amnestie, und zu Konferenzen verwendet wurde, die fremden Ambitionen Deputiertenstellen, Senatorenstühle und hohe Staatsämter eintrugen. Verkannt von dem Volke selbst; für das sie gedacht, gekämpft, gelitten. — Arme Louise Michel! Die Reden sind gesprochen, die Demonstration der Tagesinteressen ist abgehalten; man dreht sich um, und läßt die Tote liegen!

.
Aber nein, doch nicht ganz so. Die Anderen sind fort, die drei Frauen, die bisher unter all den Geschäftigen verschwunden waren, sind noch da. Die eine in dem einfachen, schwarzen Kleide, will noch einmal zu dem Sarge, ehe man ihn versperrt. Eine traurige, rührende, gebrochene Alte. Die beiden anderen stützen sie, denn ihre Knie scheinen zu versagen und vor dem Sarge sinkt sie nieder, aufschluchzend, in sich selbst zusammenknickend, kein Weib mehr: ein schwarzes Stück Unglück, ein Haufen Schmerz. Ich werde nun ruhiger heimgehn, mit weniger Bitterkeit im Herzen.

Denn die schluchzende Person dort ist Charlotte Vauwelle, die treue Freundin langer Jahre, der einzige Tröster in tausend Enttäuschungen und nun der einzige wirkliche, würdige Vertreter der dankschuldigen Menschheit auf diesem Grabe: — das einzige Wesen, das wirklich weint.